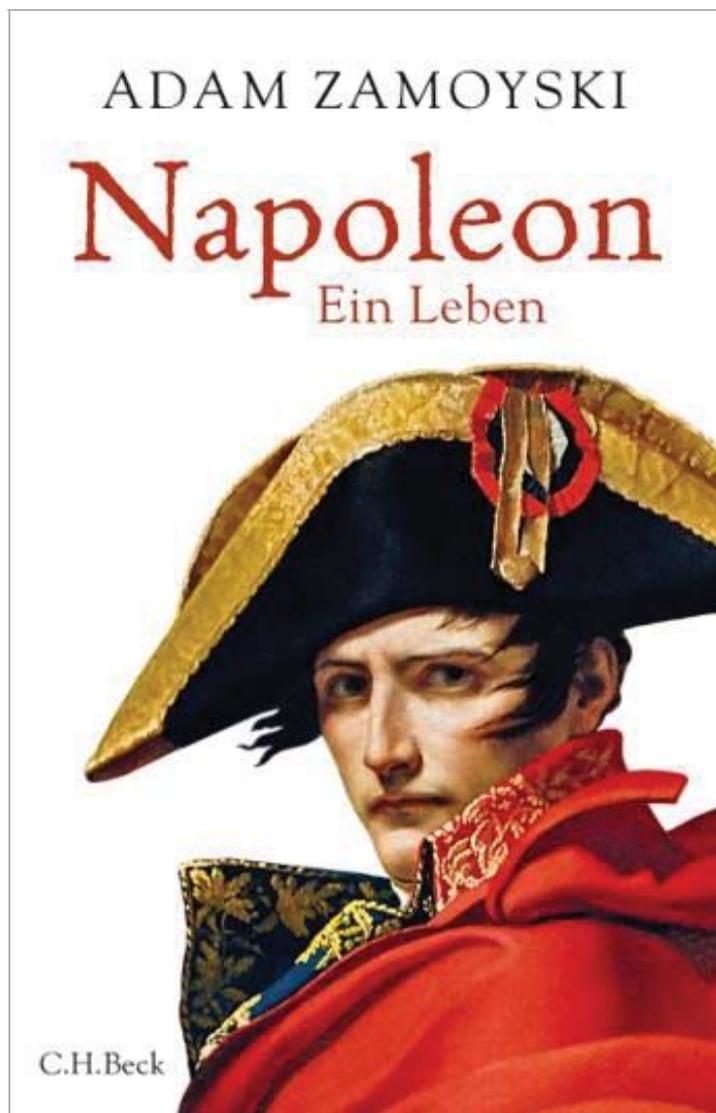


Unverkäufliche Leseprobe



Adam Zamoyski
Napoleon
Ein Leben

2021. 863 S., mit 39 Abbildungen und 28 Karten
ISBN 978-3-406-77957-2

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/33067102>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Adam Zamoyski

NAPOLEON

Ein Leben

Aus dem Englischen
übersetzt von Ruth Keen
und Erhard Stölting

C.H.Beck

Titel der englischen Originalausgabe:
Napoleon. The Man Behind the Myth
Erscheint 2018 bei William Collins (an imprint of HarperCollins*Publishers*)
© Adam Zamoyski, 2018

Mit 39 Abbildungen und 28 Karten (© Martin Brown –
deutsche Überarbeitung © Peter Palm, Berlin)

1. Auflage. 2018
2., durchgesehene Auflage. 2021

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2018
www.chbeck.de

Umschlagentwurf: Geviert, Grafik & Typografie, Christian Otto
Umschlagabbildung: Napoleon I. Bonaparte, Kaiser der Franzosen,
Gemälde, 1800, von Jacques-Louis David © akg-images, Berlin
Gesetzt aus der Fairfield bei: Janß GmbH, Pfungstadt
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany
ISBN 978 3 406 77958 9
Sonderausgabe ISBN 978 3 406 77957 2



klimaneutral produziert
www.chbeck.de/nachhaltig

In memoriam

GILLON AITKEN

Inhalt

Vorwort	II
1. Ein scheuer Messias	17
2. Inselträume	26
3. Der Kadett	40
4. Freiheit	53
5. Korsika	65
6. Frankreich oder Korsika	77
7. Der Jakobiner	88
8. Jugendlieben	102
9. General Vendémiaire	121
10. Italien	137
11. Lodi	152
12. Sieg und Legende	169
13. Herr über Italien	191
14. Lockendes Morgenland	210
15. Ägypten	226
16. Pest	242
17. Der Retter	257
18. Nebel	276
19. Der Konsul	290
20. Konsolidierung	309
21. Marengo	330
22. Caesar	347
23. Frieden	363
24. Der Befreier Europas	381
25. Seine konsularische Majestät	398
26. Der Weg zum Imperium	412
27. Napoleon I.	429
28. Austerlitz	451

29.	Kaiser des Westens	469
30.	Der Herr Europas	486
31.	Der Sonnenkaiser	506
32.	Kaiser des Ostens	527
33.	Der Preis der Macht	548
34.	Apotheose	568
35.	Zenit	583
36.	Blendende Macht	604
37.	Der Rubikon	618
38.	Nemesis	635
39.	Schale Siege	654
40.	Die letzte Chance	672
41.	Der verwundete Löwe	690
42.	Vereinsamung	706
43.	Der Geächtete	724
44.	Eine Dornenkrone	746

Anhang

Anmerkungen	771
Literatur	820
Bildnachweis	845
Personenregister	847





Vorwort

Ein polnisches Elternhaus, englische Schulen und Ferien mit französischen Cousins und Cousinen – all das setzte mich von klein auf verschiedenen Bildern von Napoleon aus, die einander heftig widersprachen: Mal war er ein gottähnliches Genie, mal eine romantische Kunstfigur, dann ein bösesartiges Monstrum oder einfach ein widerwärtiger kleiner Diktator. In diesem Kreuzfeuer von Phantasie und Vorurteil entwickelte ich eine empathische Nähe zu jeder dieser Versionen, ohne mich einer von ihnen vollständig ausliefern zu können.

Napoleon war ein Mensch; und obwohl ich weiß, dass andere ihm übermenschliche Qualitäten zuschreiben, kann ich nichts Übermenschliches an ihm entdecken. Er ließ zwar einige außerordentliche Eigenschaften erkennen, aber in vielem war er sehr durchschnittlich. Es fällt mir schwer, jemandem Genialität zu attestieren, der trotz all seiner vielen Triumphe die schlimmste (und ganz und gar selbstverschuldete) Niederlage der Kriegsgeschichte verantwortete und aus eigenem Antrieb das große Unternehmen zerstörte, das er und andere unter großen Mühen auf den Weg gebracht hatten. Zweifellos war er ein brillanter Taktiker, wie man so etwas von einem gewieften Macher kleinstädtischer Herkunft erwarten würde. Aber er war kein Stratege, wie sein trauriges Ende bezeugt.

Ebensowenig war Napoleon ein bösesartiges Monstrum. Er konnte selbstsüchtig und gewalttätig sein wie jeder andere, aber nichts bezeugt, dass er anderen mutwillig Leid zufügen wollte. Seine Motive waren im großen und ganzen lobenswert und seine Pläne nicht ehrgeiziger als die von Zeitgenossen wie Alexander I. von Russland, Wellington, Nelson, Metternich, Blücher, Bernadotte und anderen mehr. Was seinen Ehrgeiz so außergewöhnlich machte, war dessen Ausmaß, das die Umstände ihm möglich machten.

Als er von seinem Tod erfuhr, verfasste der österreichische Drama-

tiker Franz Grillparzer ein Gedicht. Er war Student in Wien gewesen, als Napoleon die Stadt im Jahr 1809 beschoss; er hatte also keinen Grund, ihn zu mögen. In seinem Gedicht aber bekennt er, dass er ihn zwar nicht lieben, sich aber auch nicht durchringen könne, ihn zu hasen. Für Grillparzer war er nur das sichtbare Symptom der Krankheit seiner Zeit, und als solchem wurde ihm die Schuld an den Sünden aller angelastet. In dieser Beobachtung steckt viel Wahrheit.¹

In dem halben Jahrhundert vor Napoleons Machtantritt führte ein gigantischer Kampf um globale Vorherrschaft dazu, dass die Briten Kanada, große Teile Indiens, einen Kranz von Kolonien erwarben und danach strebten, die Weltmeere zu kontrollieren; dass Österreich Provinzen in Italien und Polen an sich riss, Preußen sich um zwei Drittel vergrößerte und Russland seine Grenze 600 Kilometer nach Europa hineinschob, weite Gebiete in Zentralasien, Sibirien und Alaska besetzte und Ansprüche sogar auf das ferne Kalifornien erhob. Und doch werden Georg III., Maria Theresia, Friedrich II. und Katharina II. im allgemeinen nicht beschuldigt, größtenwahnsinnige Monstren und zwanghafte Kriegstreiber gewesen zu sein.

Napoleon wird häufig wegen seiner Invasion Ägyptens verdammt, während die ihr folgende britische Besetzung, die das koloniale Monopol auf Indien absichern sollte, vergleichbaren Vorwürfen nicht ausgesetzt ist. Stets wird ihm die Wiedereinführung der Sklaverei auf Martinique angelastet, während Großbritannien sie in seinen Kolonien noch für weitere dreißig Jahre fortbestehen ließ, und jede andere Kolonialmacht noch für etliche Jahrzehnte mehr. Sein Einsatz von polizeilicher Überwachung und Zensur wird ebenfalls immer wieder getadelt, obgleich ihm dies jeder andere Staat in Europa nachtat, mit unterschiedlichen Graden der Diskretion und Heuchelei.

Der Tenor wurde von den Siegern von 1815 vorgegeben, die sich die Rolle von Verteidigern einer angeblich gerechten Sozialordnung gegen das Böse anmaßen; was seit dieser Zeit über Napoleon geschrieben wurde, atmete stets eine Moral, die zur Verleumdung oder zur Verherrlichung nötigte. Angefangen mit Stendhal, der behauptete, von Napoleon nur in einer religiösen Perspektive schreiben zu können, und Goethe, der sein Leben als das «eines Halbgotts» sah, hatten französische und andere europäische Historiker große Mühe, das Numinose aus ihren Werken herauszuhalten, und noch heute haben sie einen Beigeschmack von Ehrfurcht. Bis vor kurzem noch scheuten

sich angelsächsische Historiker, sich mittels eines Verständnisses für den damaligen Zeitgeist zu einer Sichtweise durchzuringen, in der Napoleon etwas anderes war als ein fremdartiges Monstrum. Nationale Mythen haben darin gewetteifert, weitere Schichten von Vorurteilen hinzuzufügen, die zu überwinden vielen schwerfällt.²

Napoleon war in jeder Beziehung ein Kind seiner Zeit; er war in vielerlei Hinsicht der Inbegriff seiner Epoche. Will man verstehen, was für ein Mensch er war und was ihn bewegte, muss man ihn in seinen Kontexten sehen. Dies aber erfordert eine kühle Distanz gegenüber überlieferten Schemata und nationalistischen Vorurteilen, und eine unvoreingenommene Untersuchung dessen, was die Erschütterungen und Umbrüche jener Zeit an Bedrohungen und Chancen mit sich brachten.

In den 1790er Jahren betrat Napoleon eine Welt im Kriegszustand, eine, in der die fundamentalen Grundlagen von Gesellschaft überhaupt in Frage gestellt wurden. Es war ein Kampf um Vorherrschaft und Überleben, in dem sich jeder Staat auf dem Kontinent von seinem Eigeninteresse leiten ließ, Verträge brach und seine Verbündeten schamlos hinterging. Auf allen Seiten zeigten Monarchen, Staatslenker und Feldherren ein ähnliches Ausmaß von angstbesetzter Aggression, Gier, Abgebrühtheit und Brutalität. Irgendeinen der beteiligten Staaten als moralisch besser zu bezeichnen, ist ahistorischer Unsinn, und die Machtgier zu verdammen hieße, die Natur des Menschen und die politischen Notwendigkeiten zu leugnen.

Für Aristoteles war die Macht, neben Reichtum und Freundschaft, einer der wesentlichen Bestandteile individuellen Glücks. Für Hobbes war der Erwerbstrieb nicht nur angeboren, sondern auch wohlütig, denn er brachte die Menschen dazu, zu herrschen und zu diesem Zweck Gemeinwesen zu organisieren; seiner Auffassung nach könne keine wie auch immer aufgebaute soziale Ordnung bestehen, wenn in ihr die Macht nicht bei einer oder mehreren Personen, oder auch einer Institution, konzentriert wäre und alle beherrschte.

Es war nicht Napoleon, der den Krieg auslöste, der 1792 begann, als er ein einfacher Leutnant war, und der mit einer kurzen Unterbrechung bis 1814 andauerte. Eine Debatte darüber, welche Seite am Ausbruch und den anhaltenden Feindseligkeiten schuld war, ist müßig, denn die Verantwortung kann nicht eindeutig einer oder der anderen Seite zugeschrieben werden. Die Kämpfe forderten Menschenleben, wofür oft Napoleon allein verantwortlich gemacht wird; das aber ist absurd, denn

die Schuld daran müssen alle kriegführenden Parteien tragen. Und er opferte das Leben seiner Soldaten nicht so verschwenderisch wie manch anderer.

Die französischen Verluste werden für die sieben Jahre revolutionärer Revolutionsregierung (1792–1799) auf vier bis fünfhunderttausend geschätzt, die in den fünfzehn Jahren von Napoleons Herrschaft auf knapp das Doppelte, auf acht bis neunhunderttausend. Angesichts der Tatsache, dass die Zahlen nicht nur Tote, Verwundete und Kranke, sondern auch Vermisste umfassen, deren Anzahl exponentiell anstieg, als seine Kriegszüge in größere Entfernungen reichten, wird klar, dass die Verluste in den Schlachten unter Napoleon niedriger lagen als während der Revolutionszeit – und das, obwohl zunehmend schwere Artillerie zum Einsatz kam und die Armeen größer wurden. Die Mehrheit jener, die als Vermisste geführt wurden, waren Deserteure, die entweder zurück nach Hause strebten oder sich in anderen Ländern niederließen. Damit sollen weder das Leiden noch die Traumata des Krieges kleingeredet, sondern in einen angemessenen Kontext gestellt werden.³

Mein Ziel in diesem Buch besteht nicht darin, zu rechtfertigen oder zu verdammen, sondern vielmehr, in all seinen Facetten das Leben des Mannes zusammzusetzen, der als Napoleone Buonaparte geboren wurde, und zu untersuchen, wie er «Napoleon» wurde und das erreichte, was er erreichte, und wie es dazu kam, dass er es zerstörte.

Dafür habe ich mich auf überprüfbare Primärquellen konzentriert und die Memoiren von Personen, die wie Bourrienne, Fouché, Barras und andere mit ihren Schriften vor allem sich selbst rechtfertigen oder ihr eigenes Profil schaffen wollten, mit der gebührenden Skepsis genutzt, und es vermieden, die Schriften der Herzogin von Abrantès als Belege zu verwenden, die Jahre nach den Ereignissen von ihrem Liebhaber, dem Romancier Balzac, verfasst wurden. Ich habe auch die vielen Anekdoten zu seiner Geburt und Kindheit beiseite gelassen, weil ich glaube, dass es ebenso gleichgültig wie unbeweisbar ist, ob er bei seiner Geburt schrie oder nicht, ob er als Kind gern mit Schwertern und Trommeln spielte, ob er als kleiner Bub für irgendein kleines Mädchen geschwärmt hat oder zum Zeitpunkt seiner Geburt und seines Todes ein Komet gesichtet wurde. Es stehen hinreichend solide Fakten zur Verfügung.

Ich habe Napoleons Lehrjahren im Vergleich zu der Zeit, als er an der Macht war, mehr Raum gewidmet, weil ich der Meinung bin, dass

sich in ihnen der Schlüssel zum Verständnis seines außerordentlichen Lebensweges befindet. Da ich die militärischen Aspekte nur insofern behandle, als sie sich auf ihn und seine Karriere oder auf die internationale Lage auswirkten, wird der Leser meine Darstellung sehr ungleichmäßig finden. Ich habe den ersten italienischen Feldzug hervorgehoben, weil er zu zeigen vermag, worin Napoleon seinen Feinden und seinen Berufskollegen überlegen war, und weil genau dies ihn sowohl in seinen eigenen Augen als auch in denen anderer zu einer Ausnahmeerscheinung machte. Spätere Schlachten sind vor allem des Nutzens wegen interessant, den er aus ihnen zog, während der russische Feldzug entscheidend für seinen Abstieg war und er die gedankliche Verwirrung offenbart, die ihn in den politischen Selbstmord führte. Allen, die gern mehr über die Schlachten erfahren wollen, möchte ich die meisterhafte und spannende Studie *Napoleon the Great* (2014) von Andrew Roberts empfehlen.

Der Gegenstand ist so umfangreich, dass jeder, der sich an einer Biographie Napoleons versucht, notwendigerweise auf die Vorarbeiten vieler Gelehrter zurückgreifen muss, die Archive durchforstet und Quellen veröffentlicht haben. Ich fühle mich all jenen gegenüber, die an der neuen Ausgabe von Napoleons Korrespondenz seitens der Fondation Napoléon beteiligt waren, zutiefst verpflichtet. Ich verdanke viel auch den französischen Historikern, die während der letzten beiden Jahrzehnte mit ihren Arbeiten sehr zur Entlarvung jener Mythen beitrugen, die irgendwann zu Fakten erklärt wurden, und die die Geschwüre heraus schnitten, die während der letzten beiden Jahrhunderte die überprüfbaren Fakten überwuchert hatten. Thierry Lentz und Jean Tulard sind herausragend, was das betrifft, aber auch Pierre Branda, Jean Defranceschi, Patrice Gueniffey, Annie Jourdan, Aurélien Ligneux und Michel Vergé-Franceschi haben zur Aufklärung beigetragen und manche Spinnweben beseitigt. Unter den angelsächsischen Historikern gilt mein Dank Philip Dwyer für sein brillantes Werk über Napoleon als Propagandisten und Munro Price für seine unschätzbare wertvolle Archivarbeit zur letzten Phase seiner Herrschaft. Erwähnenswert sind auch die Werke von Michael Broers, Steven Englund und das des bereits genannten Andrew Roberts.

Eine Dankeschuld habe ich gegenüber Olivier Varlan für bibliographische Unterstützung und vor allem dafür, dass er mich Caulaincourts Manuskript über die Feldzüge von 1806–1807 gegen Preußen und

Russland einsehen ließ; gegenüber Vinzenz Hoppe, der Quellen in Deutschland ausfindig machte; gegenüber Hubert Czyżewski, der mir half, obskure Quellen in polnischen Bibliotheken auszugraben; gegenüber Laetitia Oppenheim, die für mich das gleiche in Frankreich tat; gegenüber Carlo De Luca, der mich auf die Existenz des Tagebuchs von Giuseppe Mallardi hinwies; und gegenüber Angelika von Hase, die mir bei den deutschen Quellen half. Dank schulde ich auch Shervie Price, die die Druckvorlage las, und dem unvergleichlichen Robert Lacey für sein einfühlsames Lektorat.

Obwohl ich ihn zuweilen gerne verflucht hätte, möchte ich Detlef Felken für sein unerschütterliches Vertrauen danken, als er mir vorschlug, dieses Buch zu schreiben, sowie Clare Alexander und Arabella Pike für ihre Unterstützung. Schließlich muss ich meiner Frau Emma danken, die es mit mir ausgehalten und mir bei dieser herausfordernden Aufgabe immer wieder Mut gemacht hat.

Adam Zamoycki

Ein scheuer Messias

Zur Mittagsstunde des 10. Dezember 1797 ertönten in Paris die donnernenden Salven einer Kanonenbatterie, die den Beginn noch eines jener grandiosen öffentlichen Feste ankündigten, für die die Französische Revolution so bekannt war.

Trotz des trübkalten Wetters hatte sich rund um den Palais du Luxembourg, den Sitz des Frankreichs Exekutive lenkenden Direktoriums, eine Menschenmenge zusammengefunden, und der preußische Gesandte Daniel Alfons von Sandoz-Rollin bekundete, dass «der Jubel noch nie so enthusiastisch geklungen» habe. Die Menschen säumten die zum Palast führenden Straßen, denn jeder wollte einen Blick auf den Helden der Stunde erhaschen. Aber seine Zurückhaltung machte ihre Hoffnung zunichte. Gegen zehn Uhr morgens hatte er mit einem der Direktoren, der ihn mit einer Kutsche abholte, sein bescheidenes Haus in der Rue Chanteraine verlassen. Während der Wagen, dem mehrere berittene Offiziere folgten, durch die Straßen rollte, lehnte er sich weit in seinem Sitz zurück und schien, wie es eine englische Zeugin beschrieb, «vor diesem Beifall zurückzuschrecken, der damals noch freiwillig erfolgte und ehrlich gemeint war».¹

Der Beifall kam tatsächlich von ganzem Herzen. Acht Jahre Revolution und politischen Streits, die sich in ständigen Machtwechseln nach rechts oder links äußerten, hatten das französische Volk zermürbt. Es war des Krieges überdrüssig, der seit mehr als fünf Jahren anhielt und den zu beenden das Direktorium anscheinend unfähig war. Der Mann, dem sie zujubelten, ein siebenundzwanzigjähriger General namens Bonaparte, hatte in Italien eine Reihe von Siegen gegen Frankreichs Hauptfeind Österreich errungen und den Kaiser an den Verhandlungstisch gezwungen. In die Erleichterung angesichts der Aussicht auf Frieden und politische Stabilität, die man sich davon versprach, mischte sich auch ein Gefühl der Erlösung.

Die Revolution, die 1789 ihren Anfang nahm, hatte grenzenlose Hoffnungen auf eine neue Ära der Menschheitsgeschichte freigesetzt. Sie waren durch immer neue politische Führer in einem sich ständig fortsetzenden Machtkampf aufgepeitscht und missbraucht worden, und die Menschen sehnten sich nach jemandem, der alldem ein Ende setzen würde. Sie hatten die Bulletins gelesen, die von den Taten dieses Generals berichteten, aber auch seine Proklamationen an das Volk Italiens, die sich von den Verlautbarungen der in Frankreich Regierenden deutlich unterschieden. Viele glaubten nun, oder hofften zumindest, dass der lang Herbeigesehnte gekommen sei. Das Hochgefühl, das die Revolution geweckt hatte, war in Form von bombastischen Festveranstaltungen wach gehalten worden, und dieses war, einem Zeugen zufolge, so «*magnifique*» wie alle anderen.²

Der große Hof des Palais du Luxembourg war für den Anlass hergerichtet worden. Gegenüber dem Eingang hatte man ein Podium errichtet, auf dem der unverzichtbare «Altar des Vaterlands» stand; dieser wurde von drei Statuen überragt, die für die Freiheit, die Gleichheit und den Frieden standen und ihrerseits von Reihen feindlicher Standards umkränzt wurden, die während des jüngsten Feldzugs erbeutet worden waren. In ihrem Schatten hatte man Sessel für die fünf Mitglieder des Direktoriums aufgestellt, sowie einen für den Generalsekretär des Direktoriums, und darunter die der Minister. Unterhalb davon befanden sich die Plätze für das diplomatische Corps, und über beide Seiten erstreckte sich ein großes Amphitheater für die Mitglieder der beiden Kammern der Gesetzgebenden Versammlung sowie für den 1200 Personen umfassenden Chor des Konservatoriums. Der Hof war mit Trikoloren geschmückt und von einer Leinwand überspannt, die ihn in ein monumentales Zelt verwandelte.³

Als die letzten Töne des Böllers verhallt waren, tauchten, aus einem Raum in den Tiefen des Palais kommend, die Direktoren in ihrem *grand costume* auf. Diese von dem Maler Jacques-Louis David entworfene Tracht bestand aus einer üppig mit Goldfäden bestickten und von einer goldbefranzten weißen Schärpe umgürteten blauen Samttunika, weißen Kniehosen und Strümpfen, und Schuhen mit blauen Schleifen. Ihr sollten ein bauschiger roter Umhang mit weißem Spitzenkragen, ein «römisches» Schwert an einem reich bestickten Bandelier und ein schwarzer, mit einer blau-weiß-roten Trikolore aus drei Straußenfedern geschmückter Filzhut einen klassischen Anstrich verleihen.

Die Direktoren nahmen ihre Plätze am Ende eines Zuges ein, der von den Polizeidirektoren angeführt wurde, gefolgt von den Magistraten, Beamten, den Vertretern der Justiz, Lehrern, den Mitgliedern des Instituts für Künste und Wissenschaften, Offizieren, Beamten, den diplomatischen Repräsentanten ausländischer Mächte und den Ministern des Direktoriums. Dem Ganzen voran schritt eine Musikkapelle und spielte «die geliebten Melodien der Republikaner».⁴

Der Zug schlängelte sich durch die Korridore des Palasts hinaus auf den Hof, und die verschiedenen Körperschaften verfügten sich an die ihnen zugewiesenen Orte. Die Mitglieder der legislativen Kammern hatten bereits Platz genommen. Sie waren ähnlich kostümiert wie die Direktoren, wobei sich in ihrem Fall der «römische» Stil schlecht mit ihren viereckigen Mützen vertrug, eine Huldigung Davids an die Helden der polnischen Revolution von 1794.

Nachdem sie sich gesetzt hatten, schickten die Direktoren einen Beamten, der die Hauptpersonen der Festveranstaltung hereingeleiten sollte. An die Stelle der Lieblingsmelodien der französischen Republik war eine vom Orchester des Konservatoriums gespielte Symphonie getreten, die aber wurde unsanft durch Rufe wie «*Vive Bonaparte!*», «*Vive la Nation!*», «*Vive le libérateur de l'Italie!*» und «*Vive le pacificateur du continent!*» unterbrochen, als eine Gruppe Männer den Hof betrat.

Als erste kamen der Kriegsminister und der Minister für Auswärtige Angelegenheiten in ihrer festlichen schwarzen Gewandung. Ihnen folgte eine winzige, magere Gestalt in Uniform, deren strähniges Haar nach Art der bereits aus der Mode gekommenen «Hundeohren» (*oreilles de chien*) auf beiden Seiten des Gesichts ungepflegt herabhing. Seine linkischen Bewegungen «entzückten jedes Herz», wie eine Beobachterin schrieb. Er wurde von drei Adjutanten begleitet, die «alle größer waren als er, aber von dem Respekt, den sie ihm bezeugten, fast geduckt schienen». Eine fromme Stille setzte ein, als die Gruppe den Hof betrat. Alles erhob sich und zog den Hut. Dann brach der Jubel erneut aus. «Die Elite Frankreichs, die zugegen war, überhäufte den siegreichen General mit Beifallsrufen. Er war die Hoffnung eines jeden; Republikaner, Royalisten, alle sahen die Gegenwart oder die Zukunft auf seine mächtige Hand gestützt.» Die überwältigenden militärischen Siege und seine diplomatische Großtat bildeten zu seiner kleinen Statur, dem zerzausten Äußeren und seinem bescheidenen Auftreten einen so auffälligen Kontrast, dass sich die Vorstellung aufdrängte, er werde von einer

höheren Macht inspiriert und gelenkt. Der Philosoph Wilhelm von Humboldt war von seinem Anblick derart beeindruckt, dass er meinte, das Ideal modernen Menschentums vor sich zu haben.⁵

Als die Gruppe den Fuß des Vaterlandsaltars erreichte, stimmten Orchester und Chor eine «Hymne an die Freiheit» an, die François-Joseph Gossec in Anlehnung an den eucharistischen Choral «*O Salutaris Hostia*» komponiert hatte, und die Menge sang bei der gefühlvollen Aufführung dessen mit, was der offizielle Bericht als «dieses religiöse Couplet» beschrieb. Die Direktoren und versammelten Würdenträger setzten sich auf ihre Plätze, mit Ausnahme des Generals. «Ich sah, wie er es ablehnte, sich auf den für ihn vorgesehenen Ehrenstuhl zu setzen, und wie er anscheinend vor dem allseitig ausbrechenden Applaus die Flucht ergreifen wollte», erinnerte sich eine englische Dame, die angesichts der «Bescheidenheit seines Auftretens» voller Bewunderung war. Er hatte sogar darum gebeten, die Zeremonie abzusagen, als er erfuhr, was ihm bevorstand. Aber es gab kein Entrinnen.⁶

Der Minister für Auswärtige Beziehungen, Charles-Maurice de Talleyrand, kam in seinem orthopädischen Schuh herangehumpelt, wobei sein Zeremonialschwert und seine Hutfedern seltsam asynchrone Bewegungen vollführten. Der Präsident des Direktoriums hatte ihn und nicht den Kriegsminister mit der Aufgabe betraut, den widerstrebenden Helden zu präsentieren. «Nicht den General, sondern den Friedensstifter und vor allem den Bürger müssen Sie hervorheben und hier preisen», hatte er an Talleyrand geschrieben, «da meinen Kollegen vor militärischem Ruhm graust, und das nicht ohne Grund». Dies entsprach der Wahrheit.⁷

«Keine Regierung wurde je so allgemein verachtet», hatte ein Informant nur wenige Wochen zuvor seinen Wiener Auftraggebern gemeldet und ihnen versichert: «Der erste General, der den Mut hat, die Fahne der Rebellion zu hissen, hätte die halbe Nation hinter sich.» Auf beiden Seiten des politischen Spektrums erwarteten viele in Paris von General Bonaparte genau einen solchen Schritt, und «jeder schien jeden misstrauisch zu beäugen», wie ein Beobachter es ausdrückte. Einem anderen zufolge gab es unter den Anwesenden nicht wenige, die ihn mit Wonne erwürgt hätten.⁸

Dem siebenundvierzigjährigen Ex-Aristokraten und ehemaligen Bischof Talleyrand war all dies bekannt. Er war es gewohnt, seine Gefühle hinter einer gleichgültigen Miene zu verbergen, aber seine

Stupsnase und die schmalen Lippen, die sich links nach oben kräuselten und auf eine ironische Amüsiertheit zu deuten schienen, passten gut zu der Rede, zu der er jetzt ansetzte.

«Bürger Direktoren», begann er, «ich habe die Ehre, dem Direktorium den Bürger Bonaparte vorzustellen, der den mit dem Kaiser geschlossenen Friedensvertrag überbringt.» Während er alle Anwesenden daran erinnerte, dass der Frieden lediglich die Krönung «unzähliger Wunder» auf dem Schlachtfeld war, versicherte er dem sich krümmenden General, er werde sich nicht bei seinen militärischen Errungenschaften aufhalten, sondern diese Aufgabe der Nachwelt überlassen, im sicheren Wissen, dass der Held selber sie nicht als seine eigenen, sondern als die Frankreichs und der Revolution betrachte. «Folglich haben alle Franzosen durch Bonaparte gesiegt; folglich gehört sein Ruhm allen; folglich gibt es keinen Republikaner, der nicht einen Teil davon beanspruchen darf.» Die außergewöhnlichen Talente des Generals, die Talleyrand kurz aufzählte, waren ihm, wie er zugab, angeboren, sie seien aber auch in hohem Maße Frucht seiner «unstillbaren Liebe zum Vaterland und zur Menschheit». Aber es seien seine Bescheidenheit, die Tatsache, dass er sich gleichsam «für seinen eigenen Ruhm entschuldige», sein außergewöhnlicher, der Helden des klassischen Altertums würdiger Hang zur Einfachheit, seine Liebe zu den abstrakten Wissenschaften, seine literarische Zuneigung für «den erhabenen *Ossian*» und «seine tiefe Abneigung gegenüber dem Glanz, dem Luxus, der Pracht, diesen elenden Ambitionen gewöhnlicher Seelen», die so verblüffend, ja sogar erschreckend seien: «Keine Angst vor dem, was man seinen Ehrgeiz nennen könnte! Ich fühle, daß wir ihn eines Tages vielleicht anflehen und aus der Stille seiner von Lernbegier erfüllten Zurückgezogenheit herausreißen müssen.» Die unzähligen politischen Tugenden des Generals stellten für ihn fast schon eine Bürde dar. «Ganz Frankreich wird frei sein, er wird es möglicherweise nie sein, dies ist sein Schicksal.»⁹

Als der Minister geendet hatte, überreichte das Opfer des Schicksals den Direktoren den ratifizierten Friedensvertrag und richtete dann das Wort an die Versammlung, «mit einer etwas gespielten Nonchalance, als wolle er andeuten, dass er das Regime wenig mochte, dem zu dienen er berufen war», so eine anwesende Person. Eine andere berichtete, er habe «gesprochen wie ein Mann, der weiß, was er wert ist».¹⁰

In wenigen knappen Sätzen, die er in einem entsetzlich fremdländi-

schen Akzent vortrug, schrieb er seine Siege der französischen Nation zu; sie habe mit der Revolution achtzehn Jahrhunderte der religiösen Engstirnigkeit und Tyrannei beseitigt, eine repräsentative Regierung eingeführt und die beiden anderen großen Nationen Europas, die Deutschen und Italiener, aufgerüttelt und es ihnen ermöglicht, den «Geist der Freiheit» zu empfangen. Wie er etwas unverblümt schloss, werde ganz Europa wahrhaftig frei sein und im Frieden leben, «wenn das Glück des französischen Volkes auf den besten organischen Gesetzen beruhen wird».¹¹

Die Antwort des Direktoriums auf diese zweideutige Aussage erteilte dessen Präsident, der zweiundvierzigjährige Provenzale Paul François Barras aus einfachem Adel, gut gebaut und mit dem forschenden Auftreten eines Fechtmeisters, wie ein Zeitgenosse ihn beschrieb. Er begann seine Rede mit der üblichen blumigen Verherrlichung der «erhabenen Revolution des französischen Volkes», bevor er zum aufgeblasenen Lob des «Friedensstifters des Kontinents» überging, den er mit Sokrates verglich und als Befreier des Volkes von Italien pries. General Bonaparte habe mit Caesar gewetteifert, aber im Gegensatz zu anderen siegreichen Generälen sei er ein Mann des Friedens: «Als Euch das erste Wort eines Friedensangebots erreichte, habt Ihr Euren triumphalen Vormarsch eingestellt, habt Ihr das Schwert niedergelegt, mit dem das Vaterland Euch bewaffnete, und es vorgezogen, den Frieden anzunehmen!» Bonaparte sei der lebende Beweis dafür, «dass man aufhören kann zu siegen, ohne aufzuhören, groß zu seyn».¹²

Die Ansprache mänderte in eine Tirade gegen diese «niederträchtigen Karthager» (die Briten), die das letzte Hindernis für einen allgemeinen Frieden darstellten, den das neue Rom (Frankreich) dem Kontinent übereignen wolle. Er schloss, indem er den General, «den Befreier, den eine empörte Menschheit mit klagendem Appell aufruft», bat, eine Armee über den Ärmelkanal zu führen, dessen Wasser stolz sein würden, ihn und seine Soldaten zu befördern. «Sobald die Trikolore auf seinen blutgetränkten Küsten entrollt ist, wird ein einstimmiger Dankeschrei Eure Anwesenheit begrüßen; und indem sie die Morgendämmerung des nahenden Glückes erfasst, wird jene großmütige Nation Euch als Befreier bejubeln, die Ihr gekommen seid, nicht um sie zu bekämpfen oder zu versklaven, sondern um ihrem Leiden ein Ende zu machen.»¹³

Barras trat daraufhin mit ausgebreiteten Armen vor und umarmte den General im Namen der französischen Nation mit einem «brüder-

lichen Ritterschlag». Die anderen Direktoren taten es ihm gleich, gefolgt von den Ministern und weiteren Würdenträgern, wonach es dem General erlaubt war, vom Vaterlandsaltar herabzutreten und seinen Platz einzunehmen. Der Chor stimmte eine Friedenshymne an, die der Revolutionsbarde Marie-Joseph Chénier für diesen Anlass verfasst und Étienne Méhul vertont hatte.

Der Kriegsminister, General Barthélemy Schérer, ein fünfzigjähriger Veteran mehrerer Feldzüge, stellte dem Direktorium anschließend zwei der Adjutanten Bonapartes vor, die eine riesige weiße Standarte trugen, auf der die Siege der Italienarmee mit Goldfäden eingestickt waren. Zu diesen gehörten: die Gefangennahme von 150 000 Feinden, die Eroberung von 170 Fahnen und mehr als tausend Feldgeschützen sowie neun Kriegsschiffen, zwölf Fregatten und achtzehn Galeeren; der Abschluss einer Reihe von Waffenstillständen und Verträgen mit verschiedenen italienischen Staaten, die Befreiung der Bevölkerung fast ganz Norditaliens und der Erwerb von Meisterwerken Michelangelos, Guercinos, Tizians, Veroneses, Correggios, Carraccis, Raffaels, Leonardos und anderer Kunstschatze für Frankreich. Schérer lobte die Soldaten der Italienarmee und insbesondere ihren Befehlshaber, der «die Kühnheit eines Achilles mit der Weisheit eines Nestors in sich vereint».¹⁴

Die Kanonen donnerten, als Barras aus den Händen der beiden Krieger die Standarte entgegennahm, und in einer weiteren endlosen Ansprache kehrte er zu seinem antibritischen Thema zurück. «Möge der St. James-Palast zu Staub zerfallen! Das Vaterland wünscht es, die Menschheit verlangt es, die Rache befiehlt es.» Nachdem die beiden Krieger den «brüderlichen Ritterschlag» seitens der Direktoren und Minister erhalten hatten, schloss die Zeremonie mit der Darbietung der mitreißenden revolutionären Kriegshymne *Le Chant du départ*, nach deren Ende die Direktoren das Geschehen in derselben Weise verließen, wie sie gekommen waren, und Bonaparte umjubelt von der draußen versammelten Menge fort eilte, überaus erleichtert, dass alles vorbei war.¹⁵

Bei aller vermeintlichen Nonchalance war er von Anfang bis Ende auf der Hut gewesen. Das Direktorium war über den kommenden Frieden keineswegs erfreut. Der Krieg hatte sich selbst finanziert und die Staatskasse gefüllt, die Siege zudem die Kritik von den Mißständen im Inneren abgelenkt. Wichtiger noch, der Krieg sorgte dafür, dass die Armee beschäftigt blieb und ehrgeizige Generäle von Paris ferngehalten

wurden. Bonaparte hatte diesen Frieden unter völliger Missachtung der ihm gegebenen Anweisungen geschlossen, und es war kein Geheimnis, dass die Direktoren wütend wurden, als man ihnen den Vertragsentwurf vorlegte. Ein paar Tage später ernannten sie Bonaparte zum Kommandeur der Englandarmee, nicht, weil sie an die Möglichkeit einer erfolgreichen Invasion glaubten, sondern weil sie ihn weitab von Paris und in ein Unternehmen eingebunden sehen wollten, das seinem Ruf mit Sicherheit schaden würde. Ihr Sinnen und Trachten war jetzt vor allem, ihn aus Paris fortzuschaffen, wo er zwangsläufig die Aufmerksamkeit ihrer Gegner auf sich ziehen würde.¹⁶

Das Ereignis dieses Tages war ein politisch brisantes Schauspiel gewesen, bei dem «alle diese Szene aus einem Rührstück ausagierten, so gut sie konnten», wie Bonapartes Sekretär konstatierte. Aber es war auch ein gefährliches; ein gutinformierter Beobachter nannte es «einen jener Anlässe, bei denen ein unüberlegtes Wort, eine unangemessene Geste über die Zukunft eines großen Mannes entscheiden kann». Wie Sandoz-Rollin betonte, hätte Paris leicht des Generals «Grab» werden können.¹⁷

Dem General war dies nur zu bewusst. Nach der Zeremonie gab es Illuminationen, die der «Majestät des Volkes würdig» waren, danach zu seinen Ehren ein Bankett, das der Minister des Inneren ausgerichtet hatte und bei dem nicht weniger als zwölf Trinksprüche ausgebracht wurden, auf die hin jedesmal drei Salutschüsse abgefeuert wurden und der Chor des Konservatoriums ein Lied schmetterte. Von seinen Adjutanten aufmerksam bewacht, rührte er keinen Bissen der Speisen an, noch trank er einen einzigen Schluck, da er fürchtete, vergiftet zu werden.¹⁸

Es waren nicht nur die Direktoren, die ihm übelwollten. Die Royalisten, die sich nach einer Wiederkehr der Bourbonenherrschaft sehnten, hassten ihn als skrupellosen Verteidiger der Republik. Die Ultra-revolutionäre, die aus der Macht gedrängten Jakobiner, fürchteten, er könne Pläne zur Wiederherstellung der Monarchie schmieden. Sie prangerten den von ihm unterzeichneten Vertrag als «abscheulichen Verrat» an den Werten der Republik an und nannten ihn einen «kleinen Caesar», der sich anschickte, zu putschen und die Macht an sich zu reißen.¹⁹

Tatsächlich beschäftigten derartige Gedanken den General durchaus. Er behielt sie jedoch für sich, während er seine Möglichkeiten

prüfte und sich zugleich perfekt in der Rolle eines modernen Cincinnatus inszenierte. Das Angebot des Direktoriums, eine Ehrengarde vor seiner Tür zu postieren, lehnte er ab; er mied öffentliche Veranstaltungen und hielt sich bedeckt, indem er beispielsweise das Haus in Zivil verließ. «Sein Verhalten widerlegt nach wie vor all die überzogenen Spekulationen und die tückische Verherrlichung durch gewisse Leute», berichtete anerkennend das *Journal des Hommes Libres*. Der preußische Diplomat versicherte seinen Vorgesetzten in Berlin, es gebe nichts, was den Verdacht nahelegte, dass Bonaparte die Macht übernehmen wolle. «Die Gesundheit dieses Generals schwächelt, seine Brust ist in sehr schlechtem Zustand», schrieb er, «seine Neigung zur Literatur und zur Philosophie und sein Ruhebedürfnis ebenso wie jenes, die Neider verstummen zu lassen, werden ihn dazu bringen, ein friedliches Leben unter Freunden zu führen ...»²⁰

Nur einer ließ sich nicht täuschen. Bei all seinem Zynismus war Talleyrand beeindruckt, und er witterte die Macht. «Was für ein Mann ist dieser Bonaparte», hatte er einige Wochen zuvor einem Freund in einem Brief geschrieben. «Er hat sein achtundzwanzigstes Jahr noch nicht vollendet: und er ist mit allem Ruhm bekrönt. Dem des Krieges und dem des Friedens, dem der Bescheidenheit, dem der Großzügigkeit. Er hat alles.»²¹

Inselträume

Der Mann, der alles hatte, entstammte einer unbedeutenden Familie in einer der ärmsten Ecken Europas, der Insel Korsika. Es war ein insofern besonderer Ort, als er nie eine unabhängige politische Einheit, aber auch nie ganz Provinz oder Kolonie eines anderen Staates gewesen war. Korsika war seit jeher eine Welt für sich.

Im späten Mittelalter hatte die Republik Genua Stützpunkte an den Ankerplätzen Bastia im Nordosten und Ajaccio im Südwesten angelegt, um ihre Schiffrouten zu schützen und andere an ihrer Nutzung zu hindern. Genua stationierte dort Soldaten, zumeist verarmte Adlige vom italienischen Festland, und dehnte seine Herrschaft nach und nach in das schroffe Landesinnere aus. Aber dort gab es wenig von wirtschaftlichem Interesse, und obwohl die Genuesen vordrangen, um Aufstände niederzuschlagen und an Abgaben einzutreiben, was möglich war, stellten sie fest, dass es ihnen unmöglich war, die wilden Einheimischen zu beherrschen, daher überließen sie das Innere weitgehend sich selbst und machten sich nicht einmal die Mühe, es zu kartieren.

Die Bevölkerung der Insel bewahrte ihre traditionelle Lebensweise. Sie ernährte sich von Kastanien (aus denen sogar das heimische Brot gebacken wurde), von Käse, Zwiebeln, Früchten und hin und wieder einem Stück Ziegen- oder Schweinefleisch, das sie mit dem eigenen Wein herunterspülten. Die Menschen kleideten sich in selbstgewebtem braunen Tuch und sprachen einen eigenen italienischen Dialekt. Ständig stritten sie sich um verschiedene Belange mit den Bewohnern der Hafencities, zum Beispiel um Weidrechte. Diese hielten sich für etwas Besseres und heirateten untereinander oder fanden Ehepartner auf dem italienischen Festland; mit der Zeit aber mussten sie sich doch vom Landesinneren absorbieren lassen und dessen Sitten übernehmen.

Es war eine vorfeudale Gesellschaft. Die meisten besaßen mindestens ein kleines Stück Land, und wenn sich auch einige wenige Fami-

lien dem Adel zuordneten, waren die Besitzunterschiede gering. Selbst die ärmsten Familien sahen mit einem gewissen Stolz auf ihre persönliche Würde und auf den Wert ihres «Hauses». Es handelte sich um eine zutiefst heidnische Gesellschaft, bei der ein dünner aber beharrlicher christlicher Firnis ein Gemisch aus uralten Mythen und Atavismen überdeckte. Ein tiefer Schicksalsglaube herrschte stärker vor als die christliche Vorstellung einer Erlösung.

Da kaum Münzen in Umlauf waren, wurde mit den meisten Dingen des täglichen Bedarfs Tauschhandel getrieben. Daraus entstand ein kompliziertes Netz aus zugesagten und erwarteten Leistungen, aus alten oder wieder eingeforderten Rechten, aus – oft stillschweigenden – Abmachungen und einer unüberschaubaren Fülle von Rechtsstreitigkeiten. Jede gewalttätige Tat konnte eine *vendetta* auslösen, der zu entkommen fast unmöglich war, denn in einem so begrenzten Gebiet ließ sich nichts lange geheimhalten. Die Bodenknappheit bedeutete, dass das Eigentum immer wieder aufgeteilt, die Einzelparzellen getauscht und es mit komplizierten, Rückfallrechte regelnden Klauseln befrachtet war. Hier lagen auch die Hauptmotive für Eheschließungen. Nicht anders war es beim Vater General Bonapartes gewesen, Carlo Maria Buonaparte.

Als sein Sohn an die Macht kam, begannen Ahnenforscher, Schmeichler und Glücksjäger seinen Vorfahren nachzuforschen und mit diversen Stammbäumen aufzuwarten, die ihn mit römischen Kaisern, Welfenkönigen und sogar dem Mann mit der eisernen Maske in Beziehung brachten. Die einzigen unbestreitbaren Fakten seiner Abstammung besagen, dass er Nachfahre eines gewissen Gabriele Buonaparte war, dem im 16. Jahrhundert das prächtigste Herrenhaus in Ajaccio gehörte, bestehend aus zwei Zimmern und einer Küche über einem Laden und einem Lagerraum, nebst einem kleinen Garten mit einem Maulbeerbaum.

Gabrieles Herkunft ist ungewiss. Am überzeugendsten ist ein Zusammenhang mit kleinen Landadligen desselben Namens aus dem Städtchen Sarzana an der Grenze zwischen der Toskana und Ligurien, von denen sich einige in den Dienst der Genueser stellten und nach Korsika entsandt wurden. Jüngste DNA-Tests haben ergeben, dass die korsischen Buonaparte zur genetischen Haplogruppe E gehörten, die hauptsächlich in Nordafrika, Sizilien und besonders in der Levante anzutreffen ist. Dies schließt eine ligurische Verbindung nicht aus, da Menschen aus die-

sen Gegenden im Wandel der Zeiten sowohl an Italiens als auch an Korsikas Küsten angeschwemmt wurden.¹ Gabrieles Sohn Geronimo war immerhin so angesehen, dass er im Jahr 1572 als Ajaccios Deputierter nach Genua entsandt wurde; durch Heirat erwarb er ein Haus in der Hauptstraße von Ajaccio sowie eine Pacht über ein Stück Sumpfgebiet außerhalb, das man die Salinen nannte. Auch seine Nachkommen machten gute Partien im Kreis der Notabeln von Ajaccio, aber die Notwendigkeit, die Töchter mit einer Mitgift auszustatten, zersplitterte den Familienbesitz, und der 1683 geborene Sebastiano Buonaparte musste sich damit begnügen, ein Mädchen aus dem Dorf Bocognano im Hochland zu heiraten, offenbar für zwei kleine Grundstücke in den Bergen und die neunzig Schafe, die sie mit in die Ehe brachte. Sie gebar ihm fünf Kinder: ein Mädchen, Paola Maria, und vier Jungen: Giuseppe Maria, Napoleone, Sebastiano and Luciano.

Das Anwesen der Familie war wegen Mitgiftverpflichtungen aufgeteilt worden, so dass sie sich zu siebt auf den 40 Quadratmetern zusammendrängen mussten, die ihnen geblieben waren. Das Gebäude war so heruntergekommen, dass eine militärische Einquartierungskommission es als geeignet für allenfalls die untersten Ränge einstufte. So kam es, dass ihr Lebensstil, obwohl sie immer noch zu den *anziani*, den Ältesten oder Notabeln von Ajaccio, zählten, alles andere als nobel war. Etwas Land versorgte sie mit Gemüse und ihre Rebflächen mit Wein für den Eigenbedarf; was darüber hinaus noch blieb, ließ sich verkaufen oder gegen Öl und Mehl eintauschen, während ihre Herden ihnen ab und an Fleisch zum Verzehr und ein kleines Einkommen lieferten.

Luciano war unter den Nachkommen der intelligenteste; er wurde Priester. Er kaufte anderen Familienmitgliedern ihren Anteil ab und ließ im Inneren des Hauses eine Treppe bauen. Sein Neffe, Giuseppe Sohn Carlo Maria, der 1746 geboren wurde, machte sich ebenfalls daran, das Familienvermögen wiederherzustellen; sein sozialer Ehrgeiz war es auch, der sich auf die europäische Geschichte so nachhaltig auswirken sollte.²

Die Geschichte hatte begonnen, sich für Korsika zu interessieren. Die korrupte Ineffizienz der Herrschaft Genuas hatte 1729 auf der Insel eine Rebellion ausgelöst. Sie wurde militärisch niedergeworfen, schwelte aber im Landesinneren weiter. 1735 beriefen drei «Generäle der korsischen Nation» in Corte im Hochland eine Versammlung ein, die *consulta*, und erklärten ihre Unabhängigkeit, was ihnen in ganz

Europa viel Sympathie einbrachte. Eines der großen Themen in der Literatur der Aufklärung war das des edlen Wilden, und Korsika schien dem Ideal einer Gesellschaft zu entsprechen, die noch nicht von der vorgeblich verdorbenen christlichen Kultur Europas angesteckt war. Im Jahr 1736 landete der deutsche Baron Theodor von Neuhoff in Korsika und brachte den Rebellen Waffen und Hilfsgüter mit. Er rief sich zum König der Korsen aus und schickte sich an, die Insel im Sinne zeitgenössischer Ideale zu entwickeln. Genua ersuchte Frankreich um militärischen Beistand, die Rebellen mussten fliehen und Theodor ließ sich in London nieder, wo er, ein notorischer Pleitier, 1756 starb. Seine Vision jedoch überlebte ihn.³

Pasquale Paoli, der Sohn eines der drei «Generäle der korsischen Nation», war 1755 aus seinem Exil in Neapel zurückgekehrt und hatte eine korsische Republik proklamiert. Der 1725 geborene Paoli war elf, als Theodor ihm seine Vision für die Insel nahebrachte, und sie hatte ihn in all den Jahren des Exils nicht mehr losgelassen. Er gab sich als «General der Nation» aus und arbeitete während der nächsten dreizehn Jahre daran, einen idealen modernen Staat zu schaffen, mit einer Verfassung, Institutionen und einer Universität. Sein Charisma sicherte ihm die Liebe der meisten Korsen, die ihm treu dienten und ihn ihren *Babbo*, ihren Vater, nannten. Er hatte Bewunderer unter den europäischen Aufklärern gefunden, allen voran Voltaire und Rousseau. Der britische Reisende James Boswell besuchte ihn 1765 und schrieb seine Erfahrungen nieder, die ein Bestseller wurden und seinen Ruhm weiter mehrten.⁴

Während Paoli die korsische Nation von Corte aus regierte, dem Bergnest im Herzen der Insel, blieben die Küstenstädte unter der Botmäßigkeit der Genuesen, die zweimal das französische Militär herbeigerufen hatten, ihnen bei der Aufrechterhaltung ihres Zugriffs zu helfen. Die Franzosen beschränkten sich zunächst darauf, die Hafenstädte und deren Umland zu halten, aber es war unwahrscheinlich, dass Frankreich die Existenz einer utopischen Republik vor seiner Haustür lange dulden würde, und kluge Korsen begannen, sich nach allen Seiten abzusichern.

Am 2. Juni 1764, ein Jahr nach dem Tod seines Vaters, heiratete der achtzehnjährige Carlo Buonaparte Letizia Ramolino, die noch nicht einmal vierzehn war. Es heißt allgemein, sie sei eine Schönheit gewesen, was jedoch nicht das Motiv dieser Verbindung war, die sein

Onkel Luciano angebahnt hatte. Die Familie Ramolino stammte von einem lombardischen Edelmann ab, der einige Jahrhunderte zuvor nach Korsika gekommen war, und besaß damit einen höheren sozialen Status als die Buonaparte. Sie hatten auch bessere Beziehungen und waren reicher. Letizias Mitgift, die aus einem Haus in Ajaccio und einigen Zimmern in einem anderen bestand, sowie in einem Weinberg und etwa einem Dutzend Hektar Land, brachte Carlo eine Aufwertung seiner Position. Die Ehe wurde nicht in der Kirche geschlossen; es ging bei jedem Ehebund zuallererst um Besitz, weshalb der Vertrag am allerwichtigsten war, der traditionell im Haus einer der beiden Parteien unterzeichnet wurde. Danach konnten die Frischvermählten ihren Bund von einem Priester weihen lassen, oder auch nicht.⁵

Bald nach der Hochzeit zog das Paar nach Corte, wo sich Carlos Onkel Napoleone schon Paoli angeschlossen hatte. Ihr erstes Kind war eine Totgeburt, ihr zweites, eine Tochter, die 1767 auf die Welt kam, starb im Kleinkindalter. Am 7. Januar 1768 bekamen sie einen Sohn, der auf den Namen Joseph Nabullion getauft wurde. Carlo schrieb sich an der Universität ein und veröffentlichte später eine Dissertation über natürliche Rechte, was von seiner Vertrautheit mit dem politischen Denken seiner Zeit zeugt.⁶

Paoli residierte in einem massiven Gebäude, gebaut aus demselben dunkelgrauen Stein, der auch bei anderen Häusern und dem Straßenpflaster in Corte zur Verwendung kam. Er importierte Möbel und Textilien aus Italien, um in diesem düsteren Gemäuer einige Räume zu schaffen, die einem Regierungsoberhaupt als Empfangszimmer dienen konnten. Dem gutaussehenden und liebenswürdigen Carlo gelang es bald, die Freundschaft des Generals zu gewinnen. Nach den Maßstäben von Corte war Letizia eine gebildete und elegante Dame, und ihre Schönheit und Persönlichkeit bewirkten, dass sie, zusammen mit ihrer Schwester Geltruda Paravicini, ein willkommenes Mitglied im Gefolge des Generals wurde.

Wie Paoli gegenüber Boswell gestand, setzte er großes Vertrauen in die Vorsehung. Dies und die Hochachtung, die man ihm in Europa vielfach entgegenbrachte, hatten ihn selbstgefällig werden lassen. Er glaubte, dass die Briten, die schon früher ein Interesse daran gezeigt hatten, die korsische Sache zu unterstützen, und die jetzt von Boswells *Beschreibung von Korsika* hingerissen waren, ihm zur Hilfe eilen würden, falls man ihn bedrohte. Frankreich jedoch konnte nicht zulassen,

dass die strategisch wichtige Insel in die Hände einer feindlichen Macht fiel. Noch schmerzten die Wunden der Gebietsverluste an Großbritannien in Übersee während des jüngst beendeten Siebenjährigen Krieges, daher wäre ein kolonialer Zuwachs Balsam für Frankreichs gekränkten Stolz. Genua hatte Korsika aufgegeben und schuldete Frankreich eine Menge Geld. Nach dem Vertrag von Versailles von 1768 hatte es die Insel bis zur Rückzahlung der überfälligen Schulden an Frankreich abgetreten. Französische Truppen rückten nun von ihren Stützpunkten an der Küste aus, um den Machtanspruch von König Ludwig XV. durchzusetzen.⁷

Paoli rief zu den Waffen, aber er stand auf verlorenem Posten, obgleich die Menschen des Hochlands erbittert Widerstand leisteten und den Franzosen schwere Verluste beibrachten. Carlo war bei dem entscheidenden Gefecht am 8. Mai 1769 bei Ponte-Novo auf Paolis Seite, nahm aber an den Kampfhandlungen nicht teil; etwa drei Kilometer entfernt wartete Paoli ab, während seine Männer von einer überlegenen französischen Streitmacht unter dem Herzog de Vaux vernichtend geschlagen wurden. Er floh über die Berge nach Porto Vecchio, von wo aus zwei britische Fregatten ihn und eine Handvoll seiner Anhänger nach England ins Exil brachten.⁸

Carlo Buonaparte war nicht unter ihnen. Der Familienlegende nach bestand Paoli darauf, dass er bleiben sollte, wahrscheinlicher ist aber, dass Carlo die Entscheidung selbst traf. Die Insel war im Lauf der Jahrhunderte von immer wieder anderen Mächten unterworfen worden, so dass bei ihren Bewohnern die Loyalität zur Familie weitaus wichtiger war als jedes beliebige Ziel. Während Carlo und sein Onkel Napoleone im Dienst von Paoli gestanden hatten, war sein anderer Onkel, Luciano, im von den Franzosen gehaltenen Ajaccio geblieben, wo er dem König von Frankreich Lehnstreue geschworen hatte, wie auch die meisten Notabeln der Küstenstädte. Vom Unabhängigkeitsbestreben unberührt, schrieb Letizia an ihren Großvater Giuseppe Maria Pietrasanta im französisch besetzten Bastia mit der Bitte, ihr Ballen Lyoner Seide und neue Kleider zu schicken, die einer Edelfrau geziemten.⁹

«Ich war ein guter Patriot und Paolist, solange die nationale Regierung dauerte», schrieb Carlo. «Aber diese Regierung ist nicht mehr, und wir sind Franzosen geworden, *eviva il re e suo governo.*» Nachdem er sich Vaux ergeben hatte, kehrte er nach Ajaccio zurück. Auf dem Heimweg über die Berge hätte Carlo fast seine Frau und das Kind verloren,

das sie unter dem Herzen trug, als ihr Maulesel im reißenden Strom des Liamone strauchelte.¹⁰

Das Kind wurde in der Nacht des 15. August 1769 geboren und nach seinem Großonkel Napoleone benannt, der zwei Jahre zuvor gestorben war. Dieser Name stand nicht als der eines Heiligen im liturgischen Kalender, aber er war in Genua und Korsika nicht unbekannt, wo er manchmal Nabullione oder sogar Lapullione geschrieben wurde, und mehrere Familienmitglieder trugen ihn schon früher. Der Knabe wurde erst im darauffolgenden Juli getauft, nachdem sein Vater sich mit einigem Geschick wieder in die Gesellschaft eingefügt hatte.¹¹

Da ein juristischer Abschluss unter allen Regierungen Schlüssel zu einer Position im öffentlichen Dienst war, begab sich Carlo nach Pisa, um dort die notwendige Qualifikation zu erwerben. «Man macht sich keine Vorstellung, wie leicht einem hier der Dokortitel zuerkannt wird», schrieb ein zeitgenössischer französischer Reisender über die Universität Pisa. «Jeder hat ihn hier, selbst die Schankwirte und Postmeister.» Carlo legte eine hastig verfasste Dissertation vor, wurde damit promoviert, und innerhalb von sechs Wochen war er wieder in Ajaccio, wo für ihn an Arbeit kein Mangel bestand.¹²

Nach der französischen Volkszählung von 1770 war Ajaccio mit einer Einwohnerzahl von 3907 die zweitgrößte Stadt in Korsika, in Wirklichkeit aber kaum mehr als ein verschlafenes, übelriechendes Dorf. Als Balzac es über ein Jahrhundert später besuchte, war er fassungslos angesichts der allgegenwärtigen «unglaublichen Lethargie» dieses Ortes, in dem die Männer den ganzen Tag rauchend umherschlenderten. Er bestand aus einer winzigen Zitadelle, die vorn auf der Landspitze saß und den Hafen schützte, dahinter zwängte sich eine von einer Mauer umfasste Stadt, die sich um drei strahlenförmig auseinanderstrebende Straßen drängte; diese erstreckten sich in keine Richtung weiter als 250 Meter und wurden von drei weiteren kleineren gekreuzt. Es gab eine hübsche Promenade und einen Platz, der nach der großen Ulme, die auf ihm wuchs, den Namen Olmo trug. Innerhalb der Mauern stand eine Kathedrale, deren Dach 1771 einstürzte und über die folgenden zwanzig Jahre nicht repariert wurde, und im Sommer war sie wegen des Gestanks, der von den unter ihrem Boden begrabenen Toten aufstieg, unbenutzbar. Außerdem klemmten sich ein Jesuitenkolleg und eine Gouverneursresidenz zwischen eine Ansammlung schäbig aussehender, sich auf engen Straßen aneinanderreihenden Stadthäusern, deren viele

kleine Läden ihre Waren ins Freie entließen. Der Geruch der Fische, der vom Hafen herüberwehte, vermischte sich mit dem der Felle, die von den Metzgern zum Trocknen ausgelegt wurden, wenn sie die toten Tiere im Freien zerstückelten, und mit dem aus dem Zitadellengraben aufsteigenden Pesthauch. Außerhalb der Stadtmauern befanden sich ein Kloster, ein Krankenhaus, eine Kaserne und ein Priesterseminar sowie an der Straße, die vom Norden her zur Stadt führte, ein Gewirr von Behausungen, die man den Borgo nannte und wo die ärmeren Einwohner lebten.¹³

Tonangebend in der Stadt waren Familien wie die Ponte, die Pozzo di Borgo, die Bacciochi und Peraldi, dazu eine Schicht von Notaren, Advokaten und Klerikern mit «vornehmen» Verbindungen wie die Buonaparte. Diese Gesellschaft wurde angereichert durch Justizbeamte, Richter, Offiziere und andere Vertreter der französischen Verwaltung. Die Häuser innerhalb der Stadtmauern waren meistens unter mehreren Eigentümern aufgeteilt, so auch das der Buonaparte, und da alle Bewohner durch Blutsbande oder Vermählung miteinander verwandt waren, bestand die ganze Gegend aus einer Ansammlung von verschlungen miteinander verbandelten Familien. Ajaccios Anwälte, darunter Carlo, lebten gut von den Streitereien, die sich auf den beengten Räumen und um die kargen Ressourcen ergaben. Carlo selber sollte viele Jahre lang in einem Rechtsstreit über gebrauchte Gerätschaften zur Weinherstellung und ein paar undichte Fässer stehen. In einem Fall verteidigte er vor Gericht den Anspruch seines Mandanten auf ein Halstuch. Es gab reichlich Arbeit, aber sie war nicht lukrativ genug, um Carlos Ambitionen zu entsprechen. Dank seines Dokortitels bekam er 1771 eine kleine Stellung am Gerichtshof von Ajaccio, aber er strebte nach Höherem.¹⁴

Er hatte sich eiligst um die Gunst des französischen Militärgouverneurs im Südwesten der Insel beworben, des Comte de Narbonne. Nachdem der ihn abgewimmelt hatte, bot er seine Dienste Narbannes Vorgesetzten in Bastia an. Charles Louis, Comte de Marbeuf, benötigte unter den Notabeln von Ajaccio eine Gruppe von Unterstützern, und die Buonaparte brachten dafür die besten Voraussetzungen mit. Ihre Zusammenarbeit entwickelte sich so gut, dass Carlo sich getraute, Marbeuf zu bitten, bei der Taufe seines Sohnes Napoleone am 21. Juli 1771 Pate zu stehen, und Marbeuf sagte zu. Es ergab sich dann, dass Marbeuf an diesem Tag verhindert war und er den Genueser Patrizier und

späteren königlichen Vizegouverneur in Ajaccio, Lorenzo Giubega, schickte, für ihn einzuspringen. Marbeuf kam aber einen knappen Monat später zu den Feierlichkeiten zu Mariä Himmelfahrt am 15. August, das mit dem zweiten Geburtstag des kleinen Napoleone zusammenfiel. So angetan war er von der Schönheit der Kindsmutter, dass er darauf bestand, ihr bei der nachmittäglichen *passaggiata* auf dem Olmo seinen Arm zu bieten; und nachdem er sie nach Hause begleitet hatte, blieb er dort bis um ein Uhr morgens. Carlos Aufstiegschancen schnellten in die Höhe.¹⁵

Frankreich war an Korsika sowohl wegen seiner strategischen Bedeutung als auch wegen seines wirtschaftlichen Potentials interessiert. Man verlieh der Insel den Status einer halbautonomen Provinz innerhalb des Königreichs, und die französischen Behörden machten sich daran, sie entsprechend zu organisieren. Eine Untersuchung offenbarte ihnen den eigentümlichen Charakter der korsischen Gesellschaft, mit deren breiter Basis im Grundbesitz und einer Fülle von Rechten und Pflichten in den Bereichen der Jagd, des Sammelns und der Fischerei. All das würde einem vernunftgemäßen Umbau entgegenstehen, während das Gleichheitsprinzip, das Boswell und Rousseau so entzückt hatte, nicht nur den Fortschritt hemmte, sondern auch die Einführung einer Hierarchie, die Voraussetzung für eine erfolgreiche politische Kontrolle war. Eine der ersten Maßnahmen der neuen französischen Herrschaft bestand darin, dies zu korrigieren, indem sie die prominentesten Familien als adlig anerkannte. Vor allem Carlos Umtriebigkeit und dem Charme seiner Frau ist es zu verdanken, dass die Buonaparte einbezogen wurden. «Ajaccio ist wegen dieser Nachricht verblüfft und voller Neid», schrieb Carlo an den Großvater seiner Frau.¹⁶

Die Verbindung mit Marbeuf war von unschätzbarem Wert. 1772 konnte Carlo nur deshalb als Abgeordneter von Ajaccio in die neugeschaffene korsische Ständeversammlung gewählt werden, weil die Wahl seines erfolgreichen Rivalen auf Marbeufs Intervention hin annulliert wurde. Direktes Eingreifen des Gouverneurs half auch, einen längeren Rechtsstreit zwischen den Buonaparte und ihren Ornano-Vettern beizulegen, bei dem es um eine Mitgift ging, die einen bedeutenden Teil des Hauses betraf, in dem sie wohnten. Durch eine Reihe von Aufkäufen, Tauschgeschäften und Gerichtsverfahren konnte Carlo seinen Besitz über die Jahre vergrößern, und das vor dem Hintergrund ständiger Kleinkriege zwischen verschiedenen Familienmitgliedern über die

Benutzung der Treppe und anderes, bei dem gegensätzliche Interessen aufeinanderprallten. Gelegentlich führten diese zu Gewaltausbrüchen und endeten unweigerlich vor Gericht, wo das Wissen, dass Carlo Marbeufs Unterstützung genoss, einiges Gewicht hatte.¹⁷

Carlos aufgehender Stern und das Interesse des Gouverneurs an Letizia weckten Neid und gaben Anlass zu Klatsch. Marbeuf war Witwer und hatte offiziell eine Geliebte in Bastia, eine Madame Varese, aber über welche Reize sie auch immer verfügen mochte, mit fünfzig hatte sie ihre besten Jahre hinter sich, während Letizia jung war. Es fällt schwer, sich dafür einen anderen Grund vorzustellen als einen amourösen, der ihn veranlasst haben könnte, mit einer ungebildeten, vierzig Jahre jüngeren Frau Zeit zu verbringen, und alles weist darauf hin, dass er in Letizia vernarrt war. Es gibt keine Belege dafür, dass ihre Beziehung sexueller Natur war, aber gerade das wurde allgemein unterstellt, ebenso, dass ihr nächstes Kind, Louis, das 1778 geboren wurde, von ihm war.¹⁸

Letizia sollte Carlo insgesamt dreizehn Kinder gebären, von denen zwei bei der Geburt starben und drei, als sie noch klein waren. Das erste Kind, das überlebte, war Joseph, der 1768 geboren wurde, das nächste Napoleone, der 1769 auf die Welt kam. Da seine Mutter ihn nicht stillen konnte, gab man ihm eine Amme, Camilla Carbon Ilari, die ihn so sehr ins Herz schloss, dass sie ihren eigenen Sohn vernachlässigte. Zudem wurden Napoleone und sein älterer Bruder, der zwar auf den Namen Joseph getauft, aber Guiseppe gerufen wurde, von ihrem Vater und ihrer Großmutter Saveria Paravicini verwöhnt, die in der Familie Minanna hieß. Aber sie standen unter der strengen Fuchtel Letizias, die stark, tapfer und charakterfest war und über gesunden Menschenverstand verfügte. Im Gegensatz zum Rest der Familie war sie fromm und verließ selten das Haus, außer um in die Kirche zu gehen. Überdies setzte sie eine strenge Disziplin durch und bedachte alle ihre Kinder mit Ohrfeigen; einmal verpasste sie Napoleone eine Tracht Prügel, die er sein Leben lang nicht vergaß. Sie übte einen starken Einfluss auf ihn aus, und später würde er sagen, dass er ihr alles verdanke.¹⁹

Es lässt sich nicht nachweisen, dass Napoleone je zur Schule ging, aber seiner Mutter zufolge besuchte er den Unterricht an einer Mädchenschule. Wahrscheinlich brachte ihm ein örtlicher Priester, der Abbé Recco, zu Hause Lesen und Schreiben bei – vermutlich eher auf Latein als im ortsüblichen Dialekt, den alle sprachen. Sein Großonkel



Napoleons Mutter
Letizia Bonaparte im
Jahr 1800, von Jean-
Baptiste Greuze. Sie
erzog ihn streng, und
später würde er sagen,
dass er ihr alles ver-
danke.

Luciano, de facto das Oberhaupt der Familie, hatte offenbar noch andere Lehrer gefunden, da Napoleone schon in jungen Jahren von Mathematik geradezu besessen war.²⁰

Er scheint eine glückliche Kindheit gehabt zu haben, die er größtenteils auf der Straße beim Spiel mit seinen vielen Cousins verbrachte. Die Sommer hielt man sich oben in den Bergen in Bocognano auf. Die Familie bekam 1775 weiteren Zuwachs mit der Geburt eines Jungen, Luciano, und 1777 der eines Mädchens, dem vierten, das auf den Namen Maria-Anna getauft wurde und das als erstes überlebte. Obwohl die meisten Anekdoten, die frühe Biographen als «Erinnerungen» zusammentrug und sich, da sie unter dem suggestiven Einfluss des späteren Lebenswegs des Jungen entstanden, entsprechend abtun lassen, kann ein Aspekt festgehalten werden: Seine Mutter entsann sich voller Bewunderung, dass von all ihren Kindern Napoleone «das furcht-

loseste» gewesen sei. Tatsächlich war er offenbar aggressiv und streitsüchtig, was oft zu Kämpfen mit seinem älteren Bruder führte.²¹

Überall umgab ihn Gewalt, da ein großer Teil der Bevölkerung weiterhin seine gesetzlosen Bräuche beibehielt, und um die Reste des Widerstands und das tief eingewurzelte Banditentum auszumerzen, griffen die Franzosen zu den härtesten Maßnahmen. Mobile Kolonnen durchkämmten die ländlichen Gebiete, brannten Häuser und Ernten nieder und metzelten vereinzelt Gruppen, die sie verdächtigten, Rebellen zu sein, flochten sie aufs Rad und hängten die Leichen als Warnung entlang der Landstraßen auf. Dem fünfjährigen Knaben kann dieser Anblick nicht entgangen sein.

Was immer seine wahren Gefühle gewesen sein mochten, Carlo hatte das Schicksal seiner Familie an die französische Besatzungsmacht und deren Vertreter in Korsika geknüpft. Dass man ihn für einen Hahnrei hielt, war angesichts der Vorteile, die Marbeufs Gunst mit sich brachte, die ihm bei jedem Schritt auf seinem Weg nach oben zugute kam, ein geringer Preis. Während Luciano jeden Pfennig sparte und buchstäblich auf seinen Geldsäcken schlief, war Carlo verschwenderisch, kleidete sich gut und achtete auf seine äußere Erscheinung, wenn er an der Versammlung in Bastia teilnahm oder anderen offiziellen Aufgaben oblag. Nachdem man ihm den Stand eines korsischen Edelmanns zuerkannt hatte, war er entschlossen, seinen Einstieg in die französische Aristokratie zu betreiben, da nur dies den Weg in eine Karriere im Königreich ebnete. Es war beschlossene Sache, dass sein ältester Sohn Joseph Geistlicher werden und Napoleone zur Armee gehen sollte. Der Bischof von Autun war Marbeufs Neffe, und Joseph erhielt ohne Schwierigkeiten einen Platz im Priesterseminar jener Stadt, was ihm die Aussicht auf eine Stellung als Subdiakon und entsprechende Einkünfte bot.

Napoleone unterzubringen würde nicht ganz so leicht sein. 1776 beantragte Carlo einen Platz an einer der königlichen Militärakademien, aber für die Kosten würde der Knabe ein königliches Stipendium benötigen. So etwas wurde Söhnen von Offizieren und von mittellosen Adligen gewährt, daher musste Carlo einen Adelsnachweis und den Beleg seiner finanziellen Bedürftigkeit erbringen. Seine Anerkennung als Adliger aus dem Jahr 1771 stützte sich auf Beweise, die lediglich zweihundert Jahre zurückreichten, was nicht ausreichte. 1777 wurde Carlo zu einem der Deputierten gewählt, die den korsischen Adel am Hof von

Ludwig XVI. vertreten sollten, aber er würde nicht zum König vorgelesen werden, solange er keine weiter zurückreichende Abstammung belegen konnte.

Als er nach Pisa gefahren war, um dort seinen Dokortitel zu erwerben, hatte Carlo vom dortigen Erzbischof ein Dokument erhalten, dem zufolge ihn seine Geburt zum Tragen des Titels eines «edlen Patriziers der Toskana» berechtigte. Er kehrte nun in die Toskana zurück und fand einen Kanonikus namens Filippo Buonaparte, der ihn mit Unterlagen versah, denen zufolge er angeblich zu dessen eigener Familie gehörte, deren Adel sich bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgen ließ. Mit ihnen in der Hand hoffte er, in Frankreich anerkannt zu werden und damit auch den Anspruch auf ein Stipendium für Napoleone zu erlangen.²²

Am 12. Dezember 1778 verließ Carlo in Begleitung von Letizia und der Söhne Joseph und Napoleone Ajaccio. Zwei weitere junge Männer hatten sich der Gruppe angeschlossen. Einer war Letizias Halbbruder Guiseppe Fesch. Als ihr Vater kurz nach ihrer Geburt gestorben war, hatte ihre Mutter in zweiter Ehe einen schweizerischen Marineoffizier in genuesischen Diensten geheiratet und einen Sohn geboren. Guiseppe Fesch hatte ein Stipendium erhalten, um sich am Seminar in Aix-en-Provence zum Priester ausbilden zu lassen. Der andere war Abbé Varese, ein Cousin Letizias, dem man das Amt des Subdiakons an der Kathedrale von Autun übertragen hatte. Sie reisten mit einem Eselskarren über Bocognano nach Corte, wo eine von Marbeuf entsandte Kutsche darauf wartete, Letizia mit größerer Annehmlichkeit das letzte Stück Wegs bis Bastia zurücklegen zu lassen. Dort bestiegen Carlo und die Jungen das Schiff nach Marseille, während Letizia in Marbeufs Residenz einzog.²³

Sie erreichten Autun am 30. Dezember, nachdem sie Fesch unterwegs in Aix zurückgelassen hatten. Am 1. Januar 1779 betraten Joseph und Napoleone das Kolleg von Autun, wo ersterer sich auf das Priesteramt vorbereiten und letzterer Französisch lernen sollte. Er würde drei Monate und zwanzig Tage im Kolleg verbringen, in dem dreißig interne Zöglinge durch Priester des Oratorianerordens unterrichtet wurden. In dieser Zeit sollte er so weit Französisch lernen, dass er eine Unterhaltung führen und einen einfachen Aufsatz schreiben konnte, aber weder damals noch später erlernte er die Sprache wirklich gut, und grammatisch wie in der Wortwahl blieb seine Sprachbeherrschung mangelhaft. Seine Handschrift kam über ein hässliches Gekrakel nie hinaus.²⁴

Carlo reiste weiter nach Paris, wo er erfuhr, dass man Napoleone unter Voraussetzung des erforderlichen Adelsnachweises ein Stipendium gewähren könne. Diesen legte er nun vor und schloss sich dann den anderen korsischen Deputierten an, die in Versailles dem König vorgestellt werden sollten. Am 9. März durften die drei Korsen vor den König treten; sie verneigten sich tief und übergaben dem Monarchen ihre Petition, der sie an einen anwesenden Minister weiterreichte und gnädig zusah, wie sie sich, unter wiederholten Verbeugungen rückwärts schreitend, aus seiner Gegenwart entfernten. Danach wurden sie der Königin, dem Dauphin und verschiedenen Würdenträgern vorgestellt, sodann in einer Kutsche durch den Park gefahren und im Großen Kanal einmal hin und her gerudert, bevor man ihnen gestattete, sich zu verabschieden.²⁵

Am 28. März wurde Carlo durch den Kriegsminister, den Fürsten von Montbarrey, offiziell davon in Kenntnis gesetzt, dass sein Sohn mit einem königlichen Stipendium in die Militäarakademie von Brienne aufgenommen worden war. Da er Versailles nicht verlassen konnte, bat Carlo den Vater eines anderen Jungen, der ebenfalls von Autun nach Brienne wechseln sollte, Napoleone mitzunehmen. Am 21. April brach der neunjährige Napoleone, nach einem tränenreichen Abschied von Joseph, zu seiner militärischen Laufbahn auf.²⁶

Der Kadett

Napoleone traf am 15. Mai 1779 in der Militäarakademie Brienne ein, drei Monate vor seinem zehnten Geburtstag. Die vorgeschriebene Grundausrüstung, die jeder Junge mitzubringen hatte, bestand aus: drei Paar Bettlaken, einem Silberbesteck und einem goldenen Becher mit dem eingraviertem Wappen oder den Initialen seiner Familie, einem Dutzend Servietten, einem blauen Rock mit weißen Metallknöpfen, die das Wappen der Akademie trugen; zwei Paar schwarze Serge-Breeches; zwölf Hemden, zwölf Halstücher, zwölf weiße Kragen, sechs Baumwollmützen, zwei Morgenmäntel; ein Puderbeutel und ein Haarband. Puder und Haarband würden während der ersten drei Jahre überflüssig sein, da die Jungen ihr Haar noch kurzgeschoren trugen, bis sie zwölf waren.¹

Die Akademie umfasste einen Komplex klobiger Gebäude in dem kleinen Städtchen von 400 Einwohnern, über dem sich das Schloss der Familie Loménie de Brienne (der Marbeuf den Jungen anempfohlen hatte) erhob. Sie beherbergte um die 110 Schüler, von denen etwa fünfzig königliche Stipendiaten wie er waren. Es war eine nüchterne Einrichtung, die von Mönchen des Paulanerordens betrieben wurde, der im 15. Jahrhundert von dem heiligen Franz von Paola in Kalabrien gegründet worden war und sich der Enthaltbarkeit und Bedürfnislosigkeit befleißigte; die Atmosphäre war daher durch und durch spartanisch. Die Jungen gingen jeden Morgen zur Messe, und es herrschte eine eiserne Disziplin, körperliche Züchtigungen gab es jedoch nicht. Nachts wurden sie in Zellen eingeschlossen, deren Einrichtung aus einer Strohmattatze, einer Decke, einem Wasserkrug und einem Becken bestand. Damit sie lernten, ohne Dienerschaft auszukommen, mussten sie sich um sich und ihre Ausrüstung selbst kümmern. Ferien gab es keine, und man ließ sie nur in besonderen Ausnahmefällen nach Hause fahren.²

Nach den Niederlagen im Siebenjährigen Krieg, von denen man glaubte, sie seien teilweise dem Dilettantismus der Offiziere geschuldet,

konzentrierte sich der militärische Geist in Frankreich darauf, eine Generation von Offizieren zu schaffen, die abgehärtet und pflichtbewusst war. Institutionen wie Brienne sollten nicht einfach eine militärische Ausbildung vermitteln; zum Lehrplan, den die Mönche und die hinzugezogenen nichtkirchlichen Lehrer unterrichteten, gehörte das Studium von Sueton, Tacitus, Quintilian, Cicero, Horaz und Vergil, und vor allem von Plutarch, dessen Lebensbeschreibungen der antiken Helden den angehenden Soldaten als Vorbild dienen sollten. Die Werke von Corneille, Racine, Boileau, Bossuet, Fénelon und anderer französischer Klassiker sollten in ihnen den Geist von Ritterlichkeit, Ehre, Pflichtgefühl und Opferbereitschaft wecken und ihnen außerdem Sprechfähigkeit und rhetorische Kunstfertigkeit vermitteln. Das Curriculum enthielt auch Deutsch, Geschichte, Geographie, Mathematik, Physik, Zeichnen, Tanzen, Fechten und Musik.³

Die neue Umgebung muss für den jungen Napoleone in mehrfacher Hinsicht eine Herausforderung gewesen sein. Anscheinend war er ein schwächliches Kind, das Anzeichen einer zarten Konstitution zeigte. Er hatte eine olivfarbene Haut, die ihn, zusammen mit seinem schlechten Französisch und einem unsäglichem Akzent, als Fremden erkennen ließ. In Frankreich galt Korsika damals als ein Land voller heimtückischer Banditen. Sein sonderbar klingender Vorname, der im Französischen auf der letzten Silbe betont wurde, endete auf einer Silbe, die wie «nez» klang und Hänseleien über seine Nase auslöste. Dass er ein Stipendium erhielt, wies ihn als Sohn einer armen Familie aus, während sein Adelsstatus von denen, die sozial höhergestellt waren als er, angezweifelt wurde oder zumindest Anlass zum Spott gab. Die Gönnerschaft Marbeufs und gelegentliche sonntägliche Besuche auf dem Schloss nährten Gerüchte über die Moral seiner Mutter und seine Vaterschaft. All dies setzte ihn Hänseleien und Schikanen aus, was sein Heimweh, das er zweifellos verspürte, als er diese fremde Welt mit ihrem kalten, trübem Klima im Nordosten Frankreichs betrat, noch verschlimmert haben muss. Aber in Internaten, in denen Jungen von ihrem Elternhaus getrennt werden, können sich solche mit einem starken Charakter oder bestimmten Begabungen leicht durchsetzen und eine Stellung erlangen, die sie draußen nicht haben. Und an Charakter fehlte es Napoleone nicht.⁴

Mit Ausnahme von Charles-Étienne de Gudin, aus dem ein hervorragender General, und Étienne-Marie Champion de Nansouty, der ein

ausgezeichneter Kavallerie-Kommandeur wurde, brachten es wenige von denen, die mit Napoleone in Brienne waren, im Leben besonders weit. Einige ließen es sich später nicht nehmen, sich in seinem Ruhm zu sonnen und wahre oder falsche Erinnerungen an ihre gemeinsame Zeit mit ihm zu Papier zu bringen. Kindheitserinnerungen sind im besten Fall unzuverlässig, und in diesem Fall sollten sie mit der äußersten Vorsicht genossen werden. Typisch ist die Geschichte einer Schneeballschlacht, die wahrscheinlich im Winter 1783 stattfand und in verschiedenen Memoiren epische Proportionen annahm, denen zufolge Napoleone seine Mitschüler in Armeen eingeteilt, ausgeklügelte Befestigungen aus Schnee gebaut und Angriffe inszeniert haben soll, die angeblich sein taktisches Talent und seine Führungsqualitäten offenbarten.⁵

Das zugleich verbreitete Bild eines Sonderlings, das solche Memoirenschreiber und romantisch gesinnte Biographen entwarfen, sollte man ebenfalls mit einiger Skepsis betrachten. Napoleone war durchaus in der Lage, sich gegen jeden seiner Schulkameraden zu wehren, wobei er eine «Wildheit» und sogar eine aus Verachtung geborene «Wut» an den Tag legte, wenn man ihn reizte, aber ihre Freundschaft suchte er nicht. «Ich kann mich nicht entsinnen, dass er je die geringste Zuneigung zu irgendeinem seiner Kameraden erkennen ließ; er war im höchsten Maße finster und wild, fast immer allein», heißt es bei einem der wenigen seiner Mitschüler, deren Bericht vertrauenswürdig ist, «allem war er in gleicher Weise abgeneigt, was sich als kindliche Spiele oder Vergnügen bezeichnen ließe; nie sah man, dass er an der lärmenden Fröhlichkeit seiner Schulkameraden teilgenommen hätte ...»⁶

Und doch hatte er Freunde. Einer war Louis-Antoine Fauvelet de Bourrienne, der aus einer Kaufmannsfamilie stammte und deshalb vielleicht etwas weniger arrogant war als die anderen. Der vier Jahre ältere Jean-Baptiste Le Lieur de Ville sur Arce erinnerte sich, wie ihn Napoleones «Originalität» des Charakters, seine «etwas merkwürdige» Art und seine «tiefe Intelligenz» faszinierten; die beiden standen sich bald nahe. Ein Freund war auch Pierre-François Laugier de Bellecour, den Napoleone trotz dessen Leichtfertigkeit mochte. Es gab weitere, mit denen er sich gut verstand, und er war auch mit Mönchen und Lehrern befreundet.⁷

Was Napoleone von seinen Altersgenossen abhob, waren seine Zielstrebigkeit und intellektuelle Neugier. Zum ersten Mal im Leben stand

ihm eine Bibliothek zur Verfügung, und er las mit Heißhunger. Man pflegte den Kadetten kleine Parzellen zum Bestellen zuzuweisen, und Napoleone zäunte seine ein, bepflanzte sie und schuf sich so einen Ort zum Alleinsein, an dem er lesen konnte. «In seinem Temperament zurückhaltend und von seinen eigenen Beschäftigungen gänzlich in Beschlag genommen, suchte Buonaparte diese Einsamkeit, die ihm ein Genuss zu sein schien», beschrieb es der Bibliothekar.⁸

Nachdem jetzt Napoleone in Brienne und Joseph in Autun, Carlo mit einem Sitz in der Ständeversammlung Korsikas und sein Onkel Luciano seit 1779 als Erzdiakon an der Kathedrale von Ajaccio, der höchsten Verwaltungsstelle der Stadt, installiert waren, schien die soziale Stellung der Familie gesichert zu sein. Aber Carlos Aufstiegsstreben führte Anforderungen mit sich, die ihm neue Auseinandersetzungen und seiner Familie Sorgen aufbürdeten. Über eine komplizierte Transaktion konnte er sich 1779 den Alleinanspruch auf den größten Teil jener Pacht sichern, die 1584 seinem Vorfahr Geronimo für die Salinen, dreiundzwanzig Hektar Land außerhalb von Ajaccio, übertragen worden war. Ursprünglich handelte es sich um ein Salzmoor, das stellenweise entwässert und in einen Kirschgarten verwandelt worden, inzwischen aber wieder zu einem ungesunden Sumpfgebiet geworden war. Carlo beantragte bei der französischen Regierung Hilfgelder, um das Land im Interesse der öffentlichen Gesundheit zu entwässern und es zu einer Gärtnerei für Maulbeerbäume zu machen, die sich dann, so hoffte man, überall auf der Insel anpflanzen ließen und der französischen Textilindustrie Rohseide liefern würden. Dank Marbeufs Unterstützung wurde ihm im Juni 1782 die Beihilfe gewährt.⁹

Bei seinem nächsten Ziel bedurfte es umständlicherer Verhandlungen, für die er auf Marbeufs Unterstützung sogar noch stärker angewiesen sein würde. Vor fast einem Jahrhundert hatte eine Großtante von Carlo einen Odone geheiratet und diesem in ihrer Mitgift ein Grundstück beschert, das an die Buonaparte zurückfallen würde, falls die Nachkommenschaft dieser Verbindung aussterben sollte. Statt den Besitz zurückzuerstatten, hatte der letzte der Odone ihn den Jesuiten vermacht. Als die Jesuiten 1764 aus Frankreich verbannt wurden, ging der Besitz an den Staat über. Carlo beabsichtigte, den Beweis zu erbringen, dass die Odone-Schenkung illegal gewesen war, und erhob Anspruch auf Les Milleli, ein anderes ehemaliges Besitztum der Jesuiten, um sich entschädigen zu lassen.¹⁰

Die Angelegenheit verlangte eine Reise nach Versailles und Paris, und Carlo brach im September 1782 auf. Er nahm Letizia mit, die in Bourbonne-les-Bains eine Kur machen wollte, bevor sie nach Paris weiterfuhr. Irgendwann im Verlauf dieser Reise besuchte sie Napoleone in Brienne und nahm mit Schrecken zur Kenntnis, wie abgemagert und kränklich er aussah.¹¹

Carlo demonstrierte seinen sozialen Aufstieg, indem er das Anwesen der Buonaparte in Ajaccio restaurierte; er ließ Marmorkamine und Spiegel einbauen, sein Schlafzimmer mit purpurner Seide ausschlagen und die Fenster mit Musselin-Gardinen verhängen, und er richtete eine Bibliothek ein. Hinter den Kulissen sah es, laut den Inventurlisten des Familieneigentums, anders aus – da wurden jeder Topf und jede Pfanne in der Küche, jeder Eimer, jeder Schürhaken, jeder Zinnteller (drei große und 29 kleine) und alle Messer, Gabeln und Löffel einzeln aufgezählt. Der Weg zur Vornehmheit war mitunter dornig. Einen Streit um den Teil des Hauses, der von Carlos Cousine Maria Giustina und ihrem Mann Pozzo di Borgo bewohnt war, ließ Carlo eskalieren, als er versuchte, ihnen die Benutzung der einzigen Treppe zu verwehren; er gipfelte darin, dass Giustina ihren Nachttopf auf Carlos bestem seidenen Anzug ausleerte, der auf der unteren Terrasse zum Auslüften hing, was eine weitere Gerichtsverhandlung nach sich zog.¹²

Das enge Verhältnis zu Marbeuf sollte bald ein Ende haben. Er hatte eine standesgemäße junge Dame geheiratet und das Interesse an seinen korsischen Schützlingen verloren. Dies geschah zu einem ungünstigen Zeitpunkt. Die Maulbeerplantage gedieh nicht und die Kosten überstiegen bald die Summe der Beihilfe. Eine weitere Reise nach Paris würde notwendig sein – auch aus familiären Gründen. Carlo hatte seinen dritten Sohn, der jetzt Lucien genannt wurde, in Autun untergebracht, wo dieser zu Joseph stieß. Und er hatte einen großen gesellschaftlichen Erfolg erzielt, indem es ihm gelang, seine älteste Tochter Maria-Anna in die Maison Royale de Saint-Cyr aufnehmen zu lassen, die hundert Jahre zuvor Madame de Maintenon, die Maitresse Ludwigs XIV., für die Töchter des verarmten Adels gegründet hatte, wo ihnen nicht nur eine kostenfreie Erziehung, sondern auch eine Mitgift zuteil wurde, wenn sie die Anstalt verließen. Im Juni 1784 machte er sich mit ihr auf den Weg nach Paris. Er musste der Regierung weitere Gelder für das Projekt Salines entlocken, seinen Prozess um das Odone-Erbe und die Milleli-Entschädigung vorantreiben und sich für den

neunjährigen Lucien um ein Stipendium für Brienne bemühen. Er machte in Autun halt, um Lucien abzuholen, der sich jetzt zu Napoleone nach Brienne begeben sollte. Carlos Auftritt in Brienne in einem kirschroten Rock, rotbraunen Bundhosen und Seidenstrümpfen, silbernen Schuhschnallen und künstlich gewelltem Haar war Napoleone peinlich. «Mein Vater war ein guter Mann», urteilte er später, fügte aber hinzu, er habe «an der lächerlichen Vornehmheit der Zeit etwas zu viel Gefallen gefunden».¹³

Carlos Pläne drohten zu scheitern. Joseph war zu dem Schluss gekommen, dass er für das Priesteramt doch nicht geschaffen sei, und verkündete, auch er strebe jetzt eine militärische Karriere als Offizier der Artillerie an. Carlo war bestürzt. Er wies darauf hin, dass Joseph weder über eine robuste Konstitution noch über Mut verfüge. Mit Bischof Marbeufs Unterstützung könnte er hingegen leicht eine gute Stellung erlangen und eines Tages selber Bischof werden, was für die ganze Familie von Vorteil wäre. Napoleone meinte, er taue im besten Fall zum passablen Garnisonsoffizier, da er aufgrund seiner mangelnden Hingabe und seines «leichtfertigen Wesens» für die Artillerie gänzlich ungeeignet sei.¹⁴

Die Kommentare sind dem ersten erhaltenen Brief Napoleones entnommen, den er im Juni 1784 an seinen Halbonkel Joseph Fesch schrieb. Er war damals erst vierzehn, aber obwohl seine Rechtschreibung und Grammatik vor Fehlern wimmeln, bedient er sich eines gebieterischen Tons, besonders in Bezug auf seinen älteren Bruder, über den er sich auslässt wie Eltern über einen missratenen Halbwüchsigen. Zu seinem jüngeren Bruder Lucien bemerkt er, er zeige «viel Lust und guten Willen», und «es sollte ein anständiger Kerl aus ihm werden.» Lucien behauptete, bei seiner Ankunft in Brienne habe Napoleone ihn «ohne das leiseste Anzeichen von Zärtlichkeit» empfangen, und dass «an seinem Verhalten nichts Liebenswertes» gewesen sei, «weder mir noch den anderen Kameraden seines Alters gegenüber, die ihn nicht mochten»; aber diesen Erinnerungen, die ein verbitterter Lucien viel später niedergeschrieben hatte, ist nicht unbedingt zu trauen.¹⁵

Napoleone hatte ursprünglich zur Marine gehen wollen. Die Entdeckungsreisen des Admirals Louis-Antoine de Bougainville und der rühmliche Part, den die französische Marine im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg gegen die Engländer gespielt hatte, hatten ihr ein hohes Ansehen beschert und sie populär gemacht. Die Marine bot grö-

ßere Chancen für Kampfeinsätze in Friedenszeiten und damit bessere Aussichten auf Beförderung. Sie war attraktiver als der Garnisonsdienst in irgendeiner trostlosen nordfranzösischen Kleinstadt. Für die Aufnahme in die Marine war das Talent ausschlaggebend, während die soziale Herkunft keine große Rolle spielte. Napoleone war gut in Mathematik und Geographie, und er war klein und wendig; das waren alles unverzichtbare Vorzüge. Aber 1783 wurde auf höherer Ebene entschieden, dass er zur Armee gehen sollte. Carlos Bemühungen in Paris hatten sich als fruchtlos erwiesen, und Napoleone wurde zum Dienst in der Artillerie bestimmt – was Letizia erleichtert aufnahm, da in der Marine der Tod nicht nur durch feindliche Angriffe, sondern auch durch Ertrinken drohte. Die Artillerie hatte außerdem infolge neuester technischer Fortschritte an Prestige gewonnen, und weil sie eine Waffengattung war, in der echtes Können mehr zählte als Begünstigung und Mathematik eine Voraussetzung war, würde dies für Napoleone ebenfalls von Vorteil sein. Am 22. September 1784 wurde er vom Heeresinspekteur Raymond de Montes geprüft und für die *École militaire* in Paris ausgewählt.¹⁶

Der fünfzehnjährige Napoleone und vier weitere Kadetten reisten am 17. Oktober unter der Obhut eines der Mönche mit einer schweren Postkutsche ab, bis sie nach Nogent-sur-Seine kamen, wo sie in ein *coche d'eau* wechselten, einen Frachtkahn mit einem Aufbau für Passagiere und Waren, der entlang eines Treidelpfads von vier Percheronpferden gezogen wurde. Zwei Tage später gingen sie am linken Seineufer, gegenüber der Île de la Cité, von Bord und liefen durch das damals «*pays latin*» genannte Viertel zu ihrer neuen Schule. Unterwegs machten sie an einer Buchhandlung halt, wo sie Bücher kauften, und in der Kirche von Saint-Germain-des-Prés, wo sie ein Gebet sprachen.¹⁷

Die 1751 gegründete *École militaire* war in den siebziger Jahren jenes Jahrhunderts durch den Kriegsminister Claude-Louis de Saint-Germain reformiert worden. Die 200 Kadetten trugen Militäruniformen bestehend aus einem blauen Rock mit gelbem Kragen und roten Paspeln, rotem Wams und Kniebundhosen. Untergebracht waren sie in einem prächtigen Steinbau, der am Ende des Champ de Mars heute noch steht, und an dem ein weiträumiger Hof lag, auf dem sie exerzierten und Ball spielten. Sie schliefen in einem Saal mit hölzernen Trennwänden, in dem jede dieser Zellen über ein eisernes Bettgestell mit Vorhang und einem rudimentär eingebauten Mobiliar für

ihre Kleidung, Wasserkrug mit Waschschüssel, und einen Nachttopf verfügte.¹⁸

Der Tag begann mit einer Messe um sechs Uhr, gefolgt von acht Stunden Unterricht außer an Donnerstagen, Sonntagen und Feiertagen, an denen ihre Pflichten einzig in vier Stunden Lektüre und Briefeschreiben und gelegentlich Schießübungen bestanden. Obwohl die *École militaire* von Laien verwaltet wurde, gehörten zum Tagesablauf ein Tischgebet vor und nach dem Frühstück, Mittag- und Abendessen, Gebete in der Kapelle vor dem Schlafengehen, Abendandachten und religiöse Unterweisung sowie eine Messe an Sonntagen, und einmal im Monat die Beichte. Die Kadetten durften die Anstalt nicht verlassen und wurden mit Arrest bei Wasser und Brot bestraft, wenn sie es taten.

Auf dem Lehrplan standen Latein, Französisch und Deutsch, Mathematik, Geographie, Geschichte, Ethik, Recht, Festungsbau, Zeichnen, Fechten, der Umgang mit Waffen, das Verfassen von Briefen und Tanzen (wer für die Marine und die Artillerie bestimmt war, hatte zu sehr mit den technischen Fächern zu tun, um an den letzten beiden Aktivitäten teilnehmen zu können). Großer Wert wurde auf Charakterbildung und militärisches Ethos gelegt: Das Kriegshandwerk würden die Kadetten erlernen, wenn sie zu ihren Regimentern kamen.¹⁹

Napoleone gefiel die Einrichtung nicht; er fand sie zu herrschaftlich. Das Essen war gut und reichlich, und den Kadetten halfen Diener, was er für unangemessen hielt. Die Askese von Brienne entsprach eher seiner Vorstellung vom militärischen Leben. Obgleich der Direktor, Chevalier de Valfort, ein ehemaliger Soldat war, verlieh die Gegenwart gebührend zahlender junger Männer, die für eine Karriere bei der Armee nicht bestimmt waren, diesem Ort eine aristokratische Atmosphäre, für die Napoleone nichts übrig hatte. In Brienne waren die gebührend zahlenden Kadetten Söhne des einfachen Landadels gewesen. Diese hier gehörten zu einem höheren sozialen und wirtschaftlichen Stand und ließen es die anderen spüren. Napoleone wurden wegen seiner Herkunft gehänselt, und wieder kamen die Anspielungen auf, dass er Marbeufs Bastard sei. Er hätte sich aber in guter Gesellschaft fühlen können, bedenkt man, dass einer seiner Mitkadetten, Władysław Jabłonowski, ein «le petit noir» genannter gemischtrassiger Pole, angeblich Sohn König Ludwigs XV. war.²⁰

In einem Brief, den er im September 1784, viereinhalb Jahre nach

seiner Ankunft in Brienne, an seinen Vater schrieb, hatte der fünfzehnjährige Napoleone darum gebeten, ihm ein Exemplar von Boswells Buch und so viele andere historische Werke über Korsika zu schicken, wie er finden konnte. Er hatte mit neun Jahren seine Heimat verlassen, als er von deren Geschichte oder Verhältnissen noch nicht viel gewusst haben konnte. Die Lektüre in Brienne wird ihn mit den intellektuellen Strömungen und Befindlichkeiten der Zeit in Berührung gebracht haben, zu denen der Kult der *patrie* gehörte, des Vaterlands, das verlangte, dass man ihm diene oder sogar sein Leben schenkte. Paolis korsisches Projekt passte gut dazu, und sein Schicksal fand Anklang bei der wachsenden Modeneigung, Selbstaufopferung und aussichtslose Ziele zu verherrlichen. Während seiner letzten Jahre in Brienne durchlief Napoleone eine Phase, die er «*grande sensibilité*» («große Empfindungen») nannte, und dieser verschrieb er sich, indem er sich in die Rolle eines korsischen Patrioten und glühenden Bewunderers Paolis hineindachte. Das Motiv dafür mag zum Teil darin bestanden haben, dass er einen modernen Helden brauchte, dem er nacheifern könnte. Das Studium Plutarchs hatte im Frankreich des ausgehenden 18. Jahrhunderts, das in Geschmacksdingen in das Zeitalter des Neoklassizismus eintrat, einen Heldenkult ausgelöst. Alexander der Große, Caesar, Brutus, Cicero und andere waren die Leitsterne seiner Generation. Mit etwas gutem Willen und gutem Wein würde sich Paoli in diese Reihe einordnen lassen. Napoleones neu aufgeflamnte Gefühlsbindung an Korsika könnte auch etwas mit seinem sozialen Minderwertigkeitsgefühl zu tun gehabt haben, mit einem Bedürfnis, einen Status zu beanspruchen, der ihn von den anderen Kadetten mit ihrem Adelsdünkel abhob und aufwertete, den eines verfolgten Patrioten. Ganz sicher war es ein Versuch, moralische Überlegenheit zu gewinnen. Dies vertrug sich aber nicht so recht damit, dass seine Familie auf die französische Monarchie gesetzt hatte, ganz zu schweigen davon, dass er vorhatte, im Dienst des Königs von Frankreich Karriere zu machen. Der sowohl nationalen wie sozialen Widersprüchlichkeit seiner Position konnte er nicht ausweichen, und daran würden auch die zunehmend verzweifelten Versuche seines Vaters, den Aufstieg seiner Familie zu festigen, nichts ändern.²¹

Carlo war nicht bei guter Gesundheit. Er hatte Joseph aus Autun nach Korsika zurückgeholt, in der Hoffnung, der Junge würde sein Rechtsstudium ordentlich abschließen und die Pflichten eines Familienoberhaupts schultern. Aber Joseph beharrte auf seinem Wunsch,

Artillerieoffizier zu werden. Nachdem Carlo sich einer kurzen Kur unterzogen und der Geburt seines jüngsten Sohnes Jérôme (Girolamo) beigewohnt hatte, verließ er Ende 1784 die Insel wieder gemeinsam mit Joseph, den er nach Brienne bringen wollte, um anschließend nach Paris zu fahren und ein Stipendium für ihn zu erbitten, und um außerdem seine Klage in Sachen des Milleli-Anwesens voranzutreiben. Bei der Überfahrt hatten sie so starken Seegang, dass sie beinahe Schiffbruch erlitten, und als sie endlich bei Saint Tropez an Land gingen, war Carlo in schlechter Verfassung. Sie fuhren nach Aix, wo sie sich mit Joseph Fesch trafen und beschlossen, dass Carlo sich an der Medizinischen Hochschule von Montpellier in ärztliche Behandlung begeben sollte. Dort suchten sie eine enge Freundin Letizias namens Permon auf, die jetzt mit einem Steuerbeamten in Montpellier verheiratet war, der Joseph und Fesch dabei half, für ihn zu sorgen. Aber der Zustand des neununddreißigjährigen Carlo verschlechterte sich rasch, und die Ärzte konnten nichts mehr für ihn tun. Sein Ende kam am 24. Februar: Der Bericht über die Autopsie deutet auf Magenkrebs oder einen Magendurchbruch als Todesursache hin.²²

Napoleone hatte seinen Vater nie gut gekannt. Während seiner Kindheit war Carlo immer wieder lange abwesend, und in Frankreich sahen sie sich nur einmal, als Carlo kam, um Lucien in Brienne abzusetzen (und möglicherweise noch einmal, als Letizia ihn besuchte). Dieser kurze Besuch hatte keinen günstigen Eindruck bei dem Knaben hinterlassen, und die häufigen Anspielungen, die er bezüglich seiner Vaterschaft zu hören bekam, bewirkten, dass er sich fragte, ob Carlo wirklich sein Vater war. Als ein Beichtvater kam, um ihm Trost zu spenden, wie es unter solchen Umständen an der *École militaire* üblich war, wies ihn der Junge mit den Worten ab, er verfüge über genügend eigene Charakterstärke, um ohne geistlichen Trost mit seinem Verlust fertigzuwerden. «Es wäre unnütz, wollte ich versuchen, den tiefen Schmerz auszudrücken, den ich über das Unglück, das uns betroffen, empfunden habe», schrieb er an seinen Großonkel Luciano. «Wir haben in ihm einen Vater verloren, und Gott allein weiß, was für ein Vater er uns durch seine Zärtlichkeit und Liebe war!» Der Brief geht ausführlich auch darauf ein, wie grausam es war, dass Carlo fern der Heimat und seiner Familie sterben musste, und endet mit der pflichtschuldigen Bitte, Luciano möge an die Stelle des hingeschiedenen Vaters treten.²³

Der Tod des Vaters könnte für Napoleone auch eine gewisse Befreiung bedeutet haben: Carlo, der gesellschaftlich peinliche und im Rahmen seiner etwas beschränkten Ansprüche aufdringliche Emporkömmling, passte schlecht zu den Helden Plutarchs, die die Fantasie des Knaben beflügelten, und noch weniger ließ sich sein unterwürfiges Verhältnis zu Frankreich mit dem verklärten Bild von Paolis Kampf für die Befreiung der korsischen Nation vereinbaren, die inzwischen bestimmend für Napoleones Selbstverständnis geworden war. In seinen Augen war Paoli nicht mehr nur ein moderner Held im Sinne Plutarchs, ein Vorbild, dem es nachzueifern galt, sondern auch eine inspirierende Vaterfigur.

Wegen seiner Paoli-Obsession wurde er von seinen Mit-Kadetten aufgezogen, wie eine erhalten gebliebene Karikatur belegt. Aber seine Pose als Vertreter einer Heldennation, der von Frankreich Unrecht angetan wurde, kam ihm psychologisch gelegen, um gegen den Dünkel seiner adligen Kameraden zu bestehen: So konnte er ihrer Arroganz seine selbstgerechte Verachtung entgegensetzen. Man darf diesen Animositäten jedoch keine allzu große Bedeutung beimessen, und er scheint in der Schule nur einen einzigen Hassgegner gehabt zu haben, einen Kadetten namens Le Picard de Phélippeaux.²⁴

Napoleones Freund Laugier de Bellecour war gemeinsam mit ihm in Brienne gewesen. Le Lieur de Ville sur Arce war, kurz bevor Napoleone eintraf, bereits abgereist, um sich seinem Regiment anzuschließen, aber zuvor hatte er noch seinen Freund Alexandre des Mazis gebeten, sich um ihn zu kümmern, allerdings mit dem warnenden Hinweis, dass jener empfindlich und schwierig sei. Dies bestätigte sich bei ihrer ersten Begegnung, aber die beiden standen sich bald nahe. Napoleone hatte in ihm jemanden gefunden, «der ihn verstand, ihn mochte und dem er seine Gedanken rückhaltlos offenbaren konnte», so des Mazis.²⁵

Napoleone hasste den Drill und war oft nicht bei der Sache, so dass seine Muskete stets die letzte war, die geschultert oder präsentiert wurde, obgleich ihn des Mazis rechtzeitig anstieß, was bei dem Spieß immer ein scharfes: «Monsieur de Buonaparte, aufwachen!» auslöste, dem Napoleone daraufhin einmal wutentbrannt seine Muskete entgeschleuderte. Zur Strafe musste er das Exerzieren unter der Aufsicht von des Mazis fortsetzen. Er liebte das Fechten, war aber ein gefährlicher Übungsgegner. Er war aggressiv, und wenn er berührt wurde, setzte er seinem Gegner so heftig zu, dass er sich Blößen für weitere

Treffer gab, was ihn noch wütender machte. Er zerbrach häufig sein Florett, und manchmal sah sich der Fechtmeister genötigt, die Kombattanten zu trennen.²⁶

Die beiden Jungen verband ein Interesse an der Mathematik, und des Mazis bewunderte, mit welchem Vergnügen sein Freund ein mathematisches Problem anging. «Er gab nicht auf, bevor er jede Schwierigkeit bewältigt hatte», entsann er sich. Sie wurden von Le Paute d'Agelet unterrichtet, einem Mathematiker und Astronom, der mit Bougainville den Globus umrundet hatte, der sie mit seinen Berichten fesselte und Napoleones Sehnsucht, zur Marine zu gehen, wieder anfachte. 1785 bereitete er sich darauf vor, mit dem Forscher Jean-François de La Pérouse auf eine Entdeckungsreise zu gehen, und bewarb sich zusammen mit mehreren anderen, die Expedition zu begleiten. Nur einer wurde genommen, aber nicht er. Die Reise endete schrecklich im Südpazifik, niemand überlebte.²⁷

Neben der Mathematik zeigte Napoleone großes Interesse an Geographie und Geschichte, und in beiden Bereichen las er ausgiebig. Trotz seiner Liebe zur Literatur ließ er keinen Ehrgeiz erkennen, sein Französisch zu verbessern, und sein Französischlehrer, den er zur Verzweiflung brachte, teilte ihm schließlich mit, er brauche sich nicht weiter in seinen Unterricht zu bemühen. Napoleone bewies außerdem, wie ein Dozent es bezeichnete, «eine unüberwindbare Abscheu», Deutsch zu lernen. Im allgemeinen aber war er bei den Lehrern beliebt, die beeindruckt waren von «der Beharrlichkeit, mit der er Standpunkte verteidigte».²⁸

Auf Lehrer wie Kadetten wirkte er erstaunlich ernsthaft. «Er zog das Studium jeder Form von Amüsement vor», schrieb einer über ihn, er interessiere sich für Literatur und Ideen, sei «unkommunikativ, suchte die Einsamkeit, war launisch, arrogant, außerordentlich auf die eigene Person bezogen» und «besaß ein großes Selbstwertgefühl» sowie Ehrgeiz in hohem Maß. Die meiste Zeit schien er in seiner eigenen Welt zu leben, wenn er gedankenversunken mitunter gestikulierend oder sogar in sich hineinlachend auf und ab lief.²⁹

Des Mazis zufolge «ärgerte ihn die Oberflächlichkeit der anderen Schüler», und er missbilligte deren «verderbte Angewohnheiten», wobei er sogar fand, dass die Schulleitung mehr dafür tun sollte, sie von «Sittenlosigkeit» fernzuhalten. Dies entsprang keinen religiösen Empfindungen. Er hatte seine Erstkommunion in Brienne erhalten und war an

der *École militaire* gefirmt worden, vollzog brav die vorgeschriebenen Rituale, rebellierte auch nie gegen die Pflicht, jeden Tag die Messe zu hören, aber er zeigte auch keinerlei religiösen Eifer. Seine Kritik hatte wohl eher mit seiner schüchternen Unbeholfenheit zu tun, weswegen er die Sexualität als etwas Albernes und Peinliches abtat. Später bekannte er, dass ihn die Pubertät «missmutig» gemacht habe. Diese Haltung wurde durch das Betragen seines Freundes Laugier de Bellecour noch verstärkt, der an der *École militaire* einige Gleichgesinnte gefunden hatte und seine Homosexualität offen zur Schau trug. Napoleone rügte ihn dafür und erklärte, sie könnten nicht länger Freunde bleiben, solange der andere sich nicht bessere, da er ein derart unmoralisches Verhalten nicht billigen könne. Als Laugier sich über ihn lustig machte und ihn einen Moralapostel nannte, verlor er die Beherrschung und griff ihn tötlich an. Napoleone drückte später sein Bedauern aus und sprach von seinem ehemaligen Freund «mit aufrichtiger Zuneigung». Aber ein Moralapostel blieb er trotzdem.³⁰

Im September 1785 legte er die Aufnahmeprüfung für seine Zulassung zur Artillerie ab und bestand sie als 42. von 58. Alle anderen hatten sich zwei, in manchen Fällen vier Jahre länger darauf vorbereitet als er, insofern war dies keine schlechte Leistung. Er wurde als *Seconde-Lieutenant* dem angesehenen Regiment La Fère zugewiesen, das in Valence stationiert war. Schnell stellte er seine neue Uniform zusammen, die aus einem blauen Rock mit rotem Besatz und rotem Futter, einem blauen Wams, roter Biese und einer Epaulette bestand. Er war so stolz darauf, dass er sich nicht verkneifen konnte, sie der Familie Permon und anderen in Paris anwesenden Korseen zu zeigen, obwohl er das Schulgebäude eigentlich nicht verlassen durfte.³¹

Des Mazis war zu demselben Regiment abkommandiert worden, und am 30. Oktober 1785 verließen die beiden gemeinsam Paris. Sie nahmen eine Kutsche bis Chalon-sur-Saône, von wo aus sie bis Lyon auf den *coche d'eau* wechselten, und dann das Postboot die Rhône hinab nach Valence nahmen. Zum ersten Mal in seinem Leben war der sechzehnjährige Knabe unbeaufsichtigt, und wild gestikulierend rief er aus: «Endlich bin ich frei!»³²

Freiheit

Valence war eine mittelalterliche Stadt voll gewundener, morastiger Straßen, überragt von einer Zitadelle zur Überwachung des Rhône-Tals und umgeben von Festungsanlagen, die der gefeierte Ingenieur Vauban entworfen hatte. Etwa 5000 Menschen lebten hier, darunter die große Zahl derer, die die vierzehn Klöster, Abteien und Priorate bevölkerten. Napoleone kam am 3. November 1785 dort an und quartierte sich über dem Café von Claudine-Marine Bou ein, einer fröhlichen und kultivierten vierundvierzigjährigen Junggesellin, die ihm die Wäsche wusch und sich um die Dinge seines täglichen Bedarfs kümmerte. Mit seinen Offizierskollegen speiste er in der nahegelegenen Auberge des Trois Pigeons.¹

Dem Unterleutnant Napolionne de Buonaparte, wie er eingetragen wurde, war das Kommando über eine Kompanie von Bombardieren übertragen worden, die Mörser und Haubitzen bemannten. Er hatte noch nie ein Geschütz bedient und lernte nun beim regelmäßigen Exerzieren auf dem Übungsplatz außerhalb der Stadt die praktischen Aspekte des Artillerieeinsatzes kennen. Auch musste er sich mit Werken der Begründer des modernen französischen Geschützwesens, den Generälen Gribeauval und Guibert, vertraut machen, weiterführende Kurse in Mathematik, Trigonometrie und Geographie besuchen und lernen, wie man Karten und Pläne zeichnet.

Das Regiment von La Fère war innerhalb der französischen Armee eines der professionellsten. Seine Offiziere bildeten eine enge kameradschaftliche Gemeinschaft, ganz ohne den Snobismus, wie ihn Napoleone bisher erlebt hatte. Er speiste zusammen mit des Mazis und einem weiteren Freund aus Brienne, Belly de Bussy, der schon etwas früher zum Regiment gestoßen war, sowie zwei neuen, die eine glänzende Karriere vor sich hatten, Jean Ambroise de Lariboisière und Jean-Joseph Sorbier. Napoleones Kompaniekommandeur war ein gütiger Mensch, der sich mit ihm anfreundete und ihn in sein Landhaus einlud.²

Die Offiziere des Regiments waren beim Adel der Gegend wohlgelitten, und Napoleone nahm Tanzstunden, um an den Geselligkeiten teilnehmen zu können (er blieb ein tolpatschiger Tänzer). Er machte die Bekanntschaft zweier englischer Damen, die in der Nähe wohnten, und war regelmäßig zu Gast im Château einer Madame du Colombier, ein Dutzend Kilometer außerhalb der Stadt. Er flirtete mit ihrer Tochter Caroline, über die er später sagte, sie sei eine «*amie du coeur*» – Herzensfreundin – gewesen. «Nichts hätte unschuldiger sein können», beschrieb er es: Sie gönnten sich «kleine Stelldicheins», aber «unser ganzes Glück bestand darin, daß wir miteinander Kirschen aßen». Er war noch keine siebzehn und hatte die letzten acht Jahre in der klösterlichen Abgeschlossenheit rein männlicher Institutionen verbracht, darum verwirrten ihn seine ersten Gefühlsregungen. Es gibt einige Hinweise auf zarte Bande zu einem anderen Mädchen, einem Fräulein Loubérie de Saint-Germain, aber auch diese bedeuteten vermutlich wenig. «Er war von einer moralischen Lauterkeit, die man bei jungen Männern selten antrifft», entsann sich des Mazis mit dem Zusatz, es sei für Napoleone unvorstellbar gewesen, wie sich jemand von den Gefühlen zu einer Frau beherrschen lassen könnte.³

Napoleone hatte die Möglichkeit, neben seinem Herzen auch seinen Verstand zu nähren, denn im Haus von Monseigneur de Tardivon, dem Abt des Klosters Saint-Ruf, für den ihm Marbeuf ein Empfehlungsschreiben mitgegeben hatte, war er ein willkommener Gast. Tardivon, ein Freund des berühmten Schriftstellers und Gegners der Kolonialisierung Abbé Raynal, war der führende Kopf in den intellektuellen Kreisen von Valence; die Treffen bei ihm boten Napoleone eine Gelegenheit, seinen Horizont zu erweitern und sich zum ersten Mal im Leben an gelehrten Diskussionen zu beteiligen. Er nahm den Zeitgeist in sich auf und begann, althergebrachtes Wissen zu hinterfragen und seine Umgebung kritisch zu bewerten; einem Offizierskameraden zufolge wurde er unerträglich redselig. Seiner Unterkunft gegenüber befand sich eine Buchhandlung, die zugleich Lesezimmer war und wo er Mitglied wurde, was ihm Zugang zu Büchern ermöglichte, deren Anschaffung er sich nicht leisten konnte. Er las schnell, wobei er gelegentlich Texte missverstand, und erratisch: Von Voltaires Werken las er einige der am wenigsten bedeutsamen, von Diderot wenig, kaum etwas von Montesquieu und von Raynal nur die Korsika betreffenden Passagen. Angesichts seiner emotionalen und sexuellen Unreife überrascht es nicht, dass er

von de Sade zutiefst entsetzt war und andererseits die ungehemmte Sentimentalität in Rousseaus *La Nouvelle Héloïse* und in Bernardin de Saint-Pierres *Paul et Virginie* verehrte.⁴

Wie die meisten gebildeten und ehrgeizigen jungen Männer jener Zeit gefiel sich Napoleone zunehmend in der Rolle eines *homme de lettres*. Da in Frankreich Frieden herrschte, bot die Literatur eine willkommene Ablenkung, aber auch die Möglichkeit, zu glänzen, wie es vier Jahre zuvor ein anderer Offizier der Artillerie, Choderlos de Laclos, mit der Veröffentlichung seiner *Liaisons dangereuses* vorgemacht hatte. Napoleone bot sie einen Weg, seine Ansichten auszuformulieren und, wichtiger noch, seinen Gefühlen über seine Heimatinsel und seine Identität Ausdruck zu verleihen. Sein erster erhaltener Essay, den er im April 1786 verfasste, ist ein kurzer Abriss der Geschichte Korsikas.

Keine zehn Tage später schrieb er einen kleinen Essay über den Selbstmord, ein gestelztes Machwerk voller Selbstmitleid und Selbstinszenierung. «Immer allein inmitten der Menschen», zieht er es vor, nach Hause zurückzukehren und sich seiner Melancholie zu überlassen. Er überlegt, ob er seinem Leben nicht ein Ende machen soll, da er in dieser Welt für sich kein nützliches Ziel zu erkennen vermag. «Da ich doch einmal sterben muß, so wäre es vielleicht besser, wenn ich mich tötete?», lautet seine rhetorische Frage. Was durch die Worthülsen dringt, ist einerseits seine Niedergeschlagenheit wegen kürzlich erlittener mehrfacher «Unglücke», derentwegen das Leben keinerlei Freude mehr für ihn bereithält, und sein Ekel angesichts der Mittelmäßigkeit und Verderbtheit der Menschen, die ihn dazu gebracht haben, die Gesellschaft zu verachten, in der zu leben er gezwungen ist. Ob dies eine Reaktion auf eine unerwiderte Liebe oder eine gesellschaftliche Brückierung oder einfach ein Anfall von pubertärer Angst war, darüber lässt sich nur spekulieren. Ausdruck eines tieferen Unbehagens ist es nicht. Knapp eine Woche danach, am 9. Mai, schrieb er eine leidenschaftliche Verteidigung Rousseaus gegen die Kritik des schweizer Pastors Antoine-Jacques Roustan. Rousseaus Werke prägten maßgeblich Napoleones emotionale Entwicklung, und obwohl er seine Meinung später ändern und sich über Rousseaus Sentimentalität lustig machen würde, hat er sich von dessen Einfluss nie ganz freigemacht.⁵

Nach Carlos Tod war Napoleone jetzt derjenige, der die Familie in Frankreich vertrat und dem es oblag, seine Geschwister in verschiedenen Institutionen unterzubringen und sich für die Interessen der Familie ein-

zusetzen. Um diese stand es nicht gut. Die Salines waren zu Carlos Lebzeiten nur teilweise trockengelegt worden, und da nur ein Bruchteil der geplanten Maulbeerbäume gepflanzt worden war, hatte die Regierung beschlossen, ein zum Scheitern verurteiltes Projekt nicht mehr weiterzufinanzieren. Andererseits hatten die Buonaparte ihre Klage auf Entschädigung für den Odone-Nachlass in Gestalt von Les Milleli gewonnen. Es war ein gutes Stück Land mit einem kleinen Haus und Olivenhainen oberhalb von Ajaccio. Aber Napoleones Großonkel Luciano war krank und nicht mehr imstande, sich darum zu kümmern, während Joseph erkennen ließ, dass er für praktische Dinge nicht taugte. Der siebzehnjährige Napoleone sah sich jetzt genötigt, die Familienangelegenheiten selber zu regeln. Er suchte um Urlaub nach, und am 15. September 1786 war er in Ajaccio. Seine Mutter und Joseph standen am Kai, um ihn zu empfangen, aber der Ort erschien ihm fremd; sieben Jahre und neun Monate lang hatte er Korsika nicht mehr gesehen. Als Kind war er fortgegangen, als junger Mann kehrte er nun zurück. Zum ersten Mal begegnete er seinen vier jüngeren Geschwistern: dem achtjährigen Louis, der sechsjährigen Paolina Maria, der dreijährigen Maria Nunziata und dem erst zweijährigen Girolamo. Er hatte sogar Schwierigkeiten, sich mit ihnen zu unterhalten, weil er während seiner Abwesenheit das korsische Italienisch nicht mehr gesprochen hatte.⁶

Großonkel Luciano war von seinem Amt als Erzdiakon zurückgetreten, das Napoleones Halbonkel Joseph Fesch von ihm übernommen hatte, aber Luciano verfügte immer noch über etwas Geld, was ihm erlaubte, bei der Führung der Familiengeschäfte mitzureden, und gemeinsam mit ihm und Joseph nahm Napoleone diese jetzt in die Hand. Er beantragte eine Verlängerung seines Urlaubs und kümmerte sich um die Ernte, das Familieneigentum und andere praktische Dinge.

Während dieser Zeit lernte er seine Familie kennen, nicht nur seine Mutter, die er, seitdem er neun war, nur einmal kurz gesehen hatte, sondern auch seine Geschwister und das weitere Netz der Cousins und Cousinen, Onkel und Tanten. Er suchte seine Amme und andere auf, die sich um ihn gekümmert hatten, als er klein war, und verbrachte viel Zeit bei dem siechen Luciano, den er verehrte. Es entstand eine Beziehung zu seinem Bruder Joseph, der sich gern an ihre langen Spaziergänge an der Küste erinnerte, als sie den Duft der Myrten und Orangenblüten einsogen und manchmal erst nach Einbruch der Dunkelheit nach Hause kamen.

Napoleone erkundete die Insel und versuchte, sich mit ihren Bewohnern und deren Überlieferungen vertraut zu machen, von denen er nur undeutliche Kindheitserinnerungen hatte. Manche primitiven Aspekte, die ihm nicht aufgefallen waren, als er klein war, erschütterten ihn, aber er redete sich ein, dass sie edle Wilde seien und ihre Laster eine Folge der barbarischen französischen Besatzung. Er hatte einen großen Koffer voller Bücher mitgebracht, die ihm zweifellos Halt gaben und ihm die moralischen und emotionalen Argumente zur Verfügung stellten, aus denen er ein passendes Bild von Korsika formen konnte.⁷

Fast ein Jahr verbrachte er auf der Insel und reiste erst am 12. September 1787 wieder ab. Er kehrte aber nicht zu seinem Regiment zurück, sondern fuhr statt dessen nach Paris, wo er hoffte, die noch ausstehende Zahlung von 3000 Livres an Beihilfe für die Salines zu erhalten. Das war eine gewaltige Summe, die ungefähr seinem dreifachen Jahressold als Leutnant entsprach. Nach seiner Ankunft in der Hauptstadt sprach er bei Ministern und einflussreichen Persönlichkeiten vor, vermutlich auch bei Loménie de Brienne, der jetzt Finanzminister war. Darüber hinaus bemühte er sich sehr, für seinen Bruder Lucien einen Platz am Seminar von Aix zu erhalten. Dass er, ein mittelbarer Außenseiter in einer Stadt, in der Reichtum und Privilegien der Aristokratie offen zur Schau gestellt wurden, um Unterstützung nachsuchen musste, wird den sozial gehemmten jungen Mann von geringer provinzieller Herkunft wohl zusätzlich verunsichert haben.⁸

Wenn er nicht gerade bei den Ministern vorsprach, las er, machte Notizen und schrieb Entwürfe für Essays, in denen sich seine kritische Einstellung gegenüber dem politischen System zeigt. In einem führte er aus, Alexander der Große, Karl der Große, Machiavelli und andere seien zwar zweifellos große Männer gewesen, jedoch sei die Triebfeder ihres Handelns nur der Wunsch nach Anerkennung gewesen, weshalb ihnen Leonidas überlegen sei, der loszog, für sein Land bedingungslos das Leben in der Schlacht bei den Thermopylen einzusetzen – ein typisch romantisches Werturteil, das vom Einfluss Rousseaus und der Neigung zeugt, praktische Beweggründe abzuwerten. Dies passte nicht ganz zu dem, was ihn innerlich antrieb, will man seinem Bruder Joseph Glauben schenken. Er erinnerte sich daran, dass ihm Napoleone während einer ihrer Spaziergänge auf Korsika mitgeteilt hatte, er wünsche sich, eine große und edle Tat zu vollbringen, welche die Anerkennung der Nachwelt fände, und er nach seinem Tod bei ihrer öffentlichen Darstel-

lung helfen und hören könne, «was ein Dichter wie der grosse Corneille mich empfinden, denken und sagen liesse». Dass sich das Verlangen nach Bestätigung, das bei jedem Halbwüchsigen völlig normal ist, in dieser Weise darstellt, verweist auf einen Widerwillen, vielleicht auch die Unfähigkeit, sich auf seine Mitwelt einzulassen. Eine Mischung aus Unbeholfenheit und Verachtung prägte seine Einstellung zur Sexualität jedenfalls ganz bestimmt.⁹

Am Abend des 21. November ging er ins Theater. Nachdem das Stück geendet hatte, schlenderte er durch das Palais-Royal, die Residenz des Hauses Orléans, eines Seitenzweiges der königlichen Dynastie. Nach hinten hinaus lagen ausgedehnte Gärten mit angrenzenden Läden, Cafés und kleinen Etablissements, in denen Huren ihrem Gewerbe nachgingen. Die besseren saßen an ihren Fenstern, von denen aus sie winkend die Vorübergehenden anlockten, die von nächstniedrigem Rang saßen in den Cafés und die billigsten hielten sich unter der Kolonnade oder auf den Alleen im Park auf.¹⁰

Am nächsten Morgen brachte Napoleone zu Papier, was als nächstes geschah, als schildere er den Hergang eines wissenschaftlichen Experiments. «Meine Seele, bewegt von den ihr eigenen lebhaften Empfindungen, machte mich unempfindlich gegen die herrschende Kälte», schrieb er. «Als aber die geistige Tätigkeit zu erlahmen begann, spürte ich bald die rauhen Einflüsse der Jahreszeit und verfügte mich unter die Colonnaden.» Dort fiel ihm ein junges Mädchen auf. Sie war offensichtlich eine Prostituierte, besaß aber nicht die schamlose Aufdringlichkeit der anderen und erwiderte seinen Blick mit Zurückhaltung. «Ihre Schüchternheit machte mir Mut und ich sprach sie an ... Ich, der mehr als jeder andere den Horror vor ihresgleichen empfand, der ich mich durch einen bloßen Blick von so einer stets beschmutzt fühlte ...» In seinem Bericht stellt er klar, dass er eine Person suchte, «die mir bei den Beobachtungen, die ich anstellen wollte, nützlich sein würde». Er gibt zu, dass frühere Versuche, die Dienste einer Prostituierten zu beanspruchen, nicht «von Erfolg gekrönt waren», was seltsam klingen mag, da ein junger Offizier normalerweise keine Schwierigkeiten gehabt haben dürfte, eine Prostituierte im Palais-Royal aufzulesen. Seine Wiedergabe der Unterhaltung mit ihr könnte ein wenig erhellen, warum das so war. Als erstes fragte er sie nämlich, wie sie in ihre gegenwärtige Lage hineingeraten sei, was weder taktvoll noch von Belang war, und nach weiterem Geplänkel dieser Art in einer eiskalten Novembernaut war sie

es, die vorschlug, zu ihm in die Wohnung zu gehen, nur um gefragt zu werden, warum. «Nun ja, wir könnten uns aufwärmen und Sie könnten Ihren Gelüsten nachkommen», entgegnete sie. Der klinische Bericht erwähnt nicht, ob die entsprechende Erfahrung vergnüglich war oder nicht.¹¹

Nachdem man ihm eine sechsmonatige Verlängerung seines Urlaubs bewilligt hatte, machte er sich am 1. Dezember ein weiteres Mal auf den Weg nach Korsika. Seine Bemühungen in Paris hatten nichts bewirkt, was seine Verdrossenheit über einen Zustand nur vermehrte, in dem er sich ebenso ausgeschlossen vorkam wie sein Heimatland, dessen Unterjochung er zunehmend persönlich nahm. Das Bild von einer edlen Nation, die von einem hinterhältigen und korrupten Frankreich unterdrückt wurde, stimmte mit seinem Eindruck überein, dass er und seine Familie von dem Regime in Paris beiseite geschoben oder zumindest nicht respektiert wurden.

Er verbrachte die nächsten viereinhalb Monate in Korsika und kam erst am 14. Juni 1788, nach einer Abwesenheit von 21 Monaten, wieder bei seinem Regiment an, das jetzt in Auxonne stationiert war. Dies war nichts Ungewöhnliches; Offizieren wurde in Friedenszeiten gestattet, sich über längere Zeiträume zu absentieren.

Auxonne war eine befestigte Stadt an der Saône, mit einer Artillerieschule unter der Leitung des sechsundsechzigjährigen Generalleutnants Baron Pierre du Teil, eines klugen und innovationsfreudigen Kommandeurs, der seinen Männern viel abverlangte, indem er ihnen Aufgaben übertrug, die ihre Routinen durcheinanderbrachten. Zu Napoleone fasste er sofort Zuneigung. Er verlangte von ihm, Erdwälle zu entwerfen und zu bauen, wozu Berechnungen über Feuerkraft, Widerstände und Ballistik erforderlich waren, gefolgt von zehn Tagen körperlicher Arbeit, in denen Napoleone 200 Mann mit Hacken und Schaufeln beaufsichtigen musste. «Diese außerordentliche Gunstbezeigung hat ein wenig die Hauptleute gegen mich aufgebracht, die behaupten, man tue ihnen unrecht, einen Leutnant mit einer so wesentlichen Aufgabe zu betrauen, und dass ein Offizier ihres eigenen Rangs das Kommando führen solle, wenn mehr als 50 Männer beteiligt sind», schrieb er am 29. August an Joseph Fesch. Es gelang ihm trotz allem, sie zu beschwichtigen und sogar ihre Freundschaft zu gewinnen; da sie ihn für einen Intellektuellen hielten, beauftragten sie ihn, die *Calotte* zu entwickeln, einen Verhaltenskodex für das Regiment. Er zeigte sich der Herausfor-

derung gewachsen und legte ein Dokument vor, das sowohl durchdacht als auch idealistisch war, sehr im Geiste Rousseaus, und das sich gut als Verfassung für eine Volksdiktatur geeignet hätte.¹²

Aus seinen Aufsätzen und Notizen wird ersichtlich, dass er bereits zu diesem Zeitpunkt Republikaner war, und, wie Rousseau, die Überzeugung gewonnen hatte, dass die bestehenden Regierungssysteme absurd seien und Könige kein Recht hätten, zu herrschen. In der Einleitung zu einem Text, der eine Abhandlung über die Autorität des Königs wurde, argumentierte er, diese sei vollständig «usurpiert», denn die Souveränität gehe vom Volk aus, und fügte hinzu, es gebe «nur wenige Könige, die nicht entthront zu werden verdienen». Er übernahm auch Rousseaus These, dass eine Religion destruktiv sei, wenn sie jenseits des Staates Glückseligkeit in einer anderen Welt in Aussicht stelle, vielmehr sei es die Aufgabe des Staates, dem Volk die Mittel zur Verfügung zu stellen, sie in dieser zu erlangen.¹³

Napoleone las auch weiterhin, wobei er annotierte und kommentierte und so unterschiedliche Gebiete abdeckte wie alte und neue Geschichte, Geographie, die Steuersysteme verschiedener Staaten, die Rolle von Artillerie und Ballistik, griechische Philosophie, arabische Kultur, Biologie, Naturgeschichte, die Möglichkeit, einen Kanal durch den Isthmus von Suez zu graben, und vieles mehr. In diesem Sommer las er Richardsons *Clarissa* und Goethes *Werther*, und er selbst verfasste *Le Comte d'Essex*, eine Schauernovelle über eine imaginierte Verschwörung gegen Karl I. von England, in der Gespenster, Blut und Dolche vorkommen, und *Le Masque Prophète*, ein kurzes Stück, das in der arabischen Welt spielt und eine Art Parabel über die Diktatur ist. Die Handlung in beiden Texten ist melodramatisch, die Prosa wimmelt von Adjektiven und Metaphern, von Rechtschreibfehlern ganz zu schweigen, und Charakterzeichnungen fehlen gänzlich.¹⁴

Auxonne lag in einem sumpfigen, nebligen Teil der burgundischen Saône-Ebene, und Napoleone machte die ungesunden Miasmen aus dem stehenden Wasser des Grabens jenseits der Befestigungsmauern dafür verantwortlich, dass ihn in diesem Herbst ein Fieber aufs Lager warf, aber es könnte zum Teil auch eine Folge seines Lebenswandels gewesen sein. Er sparte am Essen, um seiner Mutter Geld nach Hause schicken zu können. Er wohnte in der Kaserne, in einer Kammer, die ein Bett, einen Tisch, sechs Stühle mit Strohsitz und einen Sessel enthielt. Seine Mahlzeiten nahm er mit seinen Kameraden in der Offi-

ziersmesse ein, aber auch wenn ihn seine Unterkunft nichts kostete, erhielt er nach wie vor nur den Sold eines Unterleutnants, und darum musste er haushalten. Die Sparsamkeit enthielt aber auch eine manische Komponente. «Ich habe keine anderen Hilfsquellen hier als die Arbeit», schrieb er im März 1789 an seinen Großonkel Luciano. «Ich wechsle meine Wäsche nur alle acht Tage. Es ist unglaublich. Seit meiner Krankheit schlafe ich sehr wenig. Ich gehe um zehn Uhr zu Bett und stehe morgens um vier auf. Ich nehme nur eine Mahlzeit zu mir und speise um drei; das kommt meiner Gesundheit sehr zugute.» Der besseren Konzentration halber hielt er die Fensterläden geschlossen. Tatsächlich ging er auch aus, denn er habe sich, wie er im selben Brief stolz verkündet, «in dieser kleinen Stadt mit meinen Ansprachen zu verschiedenen Anlässen eine recht gute Reputation verschafft».¹⁵

Die französische Monarchie war so gut wie bankrott, und als letzte Möglichkeit, Geld aufzubringen, berief der König die Generalstände ein. Da dieses Gremium, das den Klerus, den Adel und den nichtadligen «dritten Stand» repräsentierte, seit fast zwei Jahrhunderten nicht versammelt worden war, öffnete man mit diesem Schritt eine Büchse der Pandora an Fragen über das Wesen von Regierung, und im ganzen Land meldeten sich Menschen jeden Standes zu Wort und machten Vorschläge, wie die politische Krise zu lösen wäre. Dies ging mit Unruhen in der Bevölkerung einher, und am 1. April wurde Napoleone mit hundert Mann in die Stadt Seurre geschickt, um Tumulte niederzuschlagen. Die rebellische Stimmung setzte Rüpeleien in Gang, und eines Tages wurde er zum Kloster von Cîteaux entsandt, um eine Meuterei der Mönche zu unterdrücken. Beim Diner kredenzte ihm ein dankbarer Abt einen «delikatsten Wein» der Lage Clos de Vougeot aus dem Klosterkeller, den die Mönche zu plündern versucht hatten. In einem Brief an Letizia beschrieb er das opulente Ostermahl, zu dem ihn ein ortsansässiger Adliger geladen hatte. «Ich würde aber lieber Ravioli und Lasagne in Ajaccio essen», schloss er.¹⁶

Er war bester Stimmung. Seine Gesundheit war wiederhergestellt, das Wetter war herrlich und er badete in der Saône (einmal bekam er einen Krampf und wäre fast ertrunken). «Mein Freund, wenn mein Herz der Liebe fähig wäre, welch ein günstiger Augenblick! Überall gefeiert, bis zu einem Grade vergöttert, den Du dir nicht vorstellen kannst», schrieb er an Joseph und prahlte: «Selbst die hübschesten Frauen fühlen sich geschmeichelt in unserer Gesellschaft.»¹⁷

Wie die meisten seiner Generation versetzten ihn die politischen Ereignisse in helle Aufregung. «Dieses Jahr kündigt sich für die Wohlgesinnten äußerst schmeichelhaft an», schrieb er im Juni aus Auxonne an Giubega, der bei seiner Taufe den Paten vertreten hatte, «denn nach so vielen Jahrhunderten feudaler Barbarei und politischen Sklaventums ist man überrascht, wenn man sieht, wie das Wort Freiheit Herzen entflammt, die durch die Üppigkeit, die Schlawheit und die Künste entartet schienen.» Das warf jedoch auch Fragen auf, die ihn stärker berührten. «Aber was wird aus uns unglücklichen Korsen, während Frankreich seine Wiedergeburt erlebt?» Ihm schien der Augenblick gekommen zu sein, durch die Veröffentlichung einer Geschichte Korsikas eine Lanze für seine Inselnation zu brechen, aber er glaubte, sich dafür die Unterstützung oder zumindest die Zustimmung von Paoli einholen zu müssen, dem er in sein Londoner Exil schrieb.¹⁸

«Als das Vaterland zugrunde ging, ward ich geboren», schrieb er. «Dreißigtausend an unsere Küsten geworfene Franzosen, die den Thron der Freiheit mit Strömen des Bluts überschwemmen, das war das entsetzliche Schauspiel, das meine Augen zuerst erblickten. Die Schmerzensschreie Sterbender, die Jammerrufe Unterdrückter, Tränen der Verzweiflung umgaben meine Wiege im Moment meiner Geburt!» Über die Echtheit dieses Briefes bestehen einige Zweifel, da das Original nie gefunden wurde und es keine Spur einer Antwort Paolis gibt. Angesichts seiner späteren Laufbahn wäre es andererseits eine seltsame Fälschung gewesen, und der melodramatische Stil passt zu seinen damaligen Schriften, allen voran seiner Schrift «Nouvelle Corse» («Neues Korsika»). Bei ihr handelt es sich um eine verworrene Tirade gegen die Franzosen, die als hoffnungslos grausam und korrupt gezeichnet werden, mit einer Handlung, die sich bei *Robinson Crusoe* und *Paul et Virginie* bedient und zu reißerisch und gewalttätig ist, als dass sie zusammenhängend sein könnte; sie ist eingebettet in eine Orgie aus Schmutz, Vergewaltigung und Verstümmelung und durchsetzt mit sentimentalischen Anwandlungen.¹⁹

Der historische Abriss über Korsika, den zu schreiben er seit einigen Jahren geplant hatte, nahm endlich in den *Lettres sur la Corse* Gestalt an, als eine gefühlsselige Darstellung von Ereignissen bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts, in der, der damaligen Mode entsprechend, die korsische «Nation» anthropomorph als Person dargestellt wurde. Als die ersten beiden Briefe abgeschlossen waren, schickte er sie dem Abbé

Dupuy, seinem ehemaligen Lehrer in Brienne, mit der Bitte, sie zu redigieren. Nicht nur schrieb Dupuy ganze Abschnitte um, er kritisierte den Text gnadenlos und regte höflichst an, alle «metaphysischen» Passagen zu streichen.²⁰

Als Napoleone am 15. Juli gerade an seinen Großonkel Luciano schrieb, betraten zwei Offizierskameraden sein Zimmer und lasen ihm die Nachricht vor, die sie gerade aus Paris erhalten hatten: Ein Aufruhr war aus dem Ruder gelaufen, und der Mob hatte die Bastille gestürmt. Was immer er von der Monarchie gehalten haben mochte, diese chaotischen Zustände beunruhigten ihn sehr. Vier Tage später brachen Unruhen auch in Auxonne aus, und in einem Brief an Joseph äußerte er sich verächtlich über den «Pöbel» und «den Haufen Banditen von außerhalb, die gekommen sind, um zu plündern» – das Zollhaus und das Büro des Steuereintreibers. Ebenso wenig begeistert war er über die Haltung seiner eigenen Soldaten, die sich scheuten, den Aufruhr zu unterdrücken. In der Nacht des 21. Juli fungierte er als Adjutant des Generals und ließ Truppen gegen die Aufständischen antreten. Obgleich er behauptet, die Lage mit Hilfe einer fünfundvierzigminütigen Ansprache unter Kontrolle gebracht zu haben (was angesichts seiner mangelhaften rednerischen Fähigkeiten unwahrscheinlich klingt), macht er keinen Hehl aus seiner Frustration, dass er nicht das Feuer auf den Mob eröffnen durfte, wobei in seinem Bericht immer wieder durchscheint, wie sehr er ihn verabscheute.²¹

Dennoch wühlten ihn die Entwicklungen auf. «In ganz Frankreich ist Blut geflossen», schrieb er am 8. August an Joseph, «aber fast überall war es das schmutzige Blut der Feinde der Freiheit und der Nation.» Sein Kommandeur hatte ihm den Befehl über eine Gruppe von Offizieren übertragen, mit denen er die Möglichkeiten erkunden sollte, Granaten aus Belagerungsgeschützen abzufeuern. Obwohl er seinen Bericht gewissenhaft abfasste, war er mit seinen Gedanken anderswo. Er hatte um einen längeren Urlaub gebeten, denn er wollte nach Korsika fahren und sich dort an den wie auch immer gearteten Entwicklungen beteiligen. Sowohl seine Gefühle als auch sein Ehrgeiz zogen ihn hin: Es lockte ihn das Ideal der Inselnation, das er über die letzten Jahre gehegt hatte, zugleich aber auch die Tatsache, dass er in Korsika eine prominentere Rolle spielen konnte als in Frankreich.²²

Am 16. August meuterte sein Regiment. Die Soldaten stellten sich gegen ihre Offiziere und forderten von ihnen die Aushändigung der

Regimentskasse, wozu sich diese auch gezwungen sahen. Die Soldaten betranken sich und versuchten, mit den Offizieren zu fraternisieren, indem sie sie nötigten, mit ihnen zu trinken. Napoleones Gedanken sind nicht überliefert, aber man kann sie sich unschwer vorstellen. Als das Regiment einige Tage später zur Parade aufzog, um einen neuen Eid auf die Nation, den König und das Gesetz abzulegen, dachte er wahrscheinlich an eine andere Nation. Seinem Urlaubsantrag war stattgegeben worden, und in den ersten Septembertagen verließ er Auxonne in Richtung Korsika.²³

Korsika

Napoleone erreichte Ajaccio Ende September 1789. Mit Ausnahme von Maria-Anna, die noch in Saint-Cyr war, fand er die ganze Familie vor. Joseph hatte in der Stadt eine Anstellung als Rechtsanwalt, aber Lucien, der wegen seiner schlechten Augen die militärische Laufbahn aufgegeben und es danach mit einer kirchlichen versucht hatte, verbummelte hier die Tage, wie auch Louis. Ihre Aussichten, in Frankreich eine Beschäftigung zu finden, schwanden dahin, und sie mussten sich ein weiteres Mal auf Korsika beschränken. Napoleone beabsichtigte, die Geschicke der Insel mitzugestalten, aber das politische Leben dort entpuppte sich als etwas anders als erwartet.

Zwar hatte es im Gefolge der Ereignisse in Frankreich in den Küstenstädten Unruhen gegeben, aber für eine Revolution fehlte der gesellschaftliche Impetus, weil keines der Übel, die sie in Frankreich ausgelöst hatten, sich so auf Korsika fand; feudale Privilegien und Standesunterschiede empörten hier nicht in gleichem Maße. Hier gab es den Konflikt zwischen Separatisten und jenen, die sich auf die Seite Frankreichs geschlagen hatten, sowie zwischen rivalisierenden Clans. Im Frühsommer 1789 hatte eine korsische Versammlung vier Deputierte zu den Generalständen in Versailles entsandt: Matteo Buttafoco, der den Adel vertrat, Abbé Peretti für den Klerus, den Anwalt Cristoforo Saliceti und den Hauptmann Pietro Paolo Colonna Cesari für den Dritten Stand. Das einzige, was sie einte, war ihr Groll auf die französische Verwaltung. Selbst die frankreichtreuen Buttafoco und Peretti wollten, dass die Insel von ihren Bewohnern regiert werde, womit sie ihresgleichen meinten. Die Abgeordneten des Dritten Stands, Saliceti und Cesari, gehörten einer Fraktion an, die sich selbst als «Patrioten» bezeichnete, von denen einige eine größere Autonomie oder sogar die Unabhängigkeit anstrebten und andere die Eingliederung in Frankreich.

Die Generalstände hatten sich zu einer Nationalversammlung umgebildet, und diese würde auch über Korsikas Zukunft entscheiden. Am 17. Juni 1789 wandten sich Saliceti und Cesari mit dem Appell an die Nationalversammlung, Korsika solle von einem Komitee Einheimischer regiert werden und eine Bürgergarde von der Art gründen, wie sie überall in Frankreich entstanden seien. Unterdessen wurde die Insel von einer Welle opportunistischer Unruhen überzogen, in denen latente Unzufriedenheiten zutage traten und alte Rechnungen beglichen wurden. Am 14. August setzte die Versammlung, die die Deputierten für die Generalstände ausgewählt hatte, eine revolutionäre Stadtverwaltung in Bastia ein. Tags darauf entstand in Ajaccio anlässlich der Feierlichkeiten zu Mariä Himmelfahrt ein «patriotisches Komitee», dessen Sekretär Joseph wurde (da er der einzige von ihnen war, der Französisch lesen und schreiben konnte). Napoleone ging davon aus, dass der nächste Schritt die Bildung einer Bürgergarde sein würde, und machte sich gemeinsam mit einem anderen jungen Enthusiasten, Carlo Andrea Pozzo di Borgo, daran, Trikolore-Kokarden zu verteilen, die als Zeichen der Solidarität mit der Revolution in Frankreich getragen werden und die Menschen zur Gründung von Bürgergarden ermutigen sollten.

Am 17. Oktober entschied sich die Nationalversammlung, die ihren Sitz von Versailles nach Paris verlegt hatte, dagegen, Korsika seine eigene Versammlung und Bürgergarde zu gestatten; begründet wurde das mit den Kosten. Napoleone verfasste ein Protestschreiben, das von allen revolutionären Aktivisten in Ajaccio unterschrieben wurde. Er agitierte beharrlich weiter, und am 30. November wurde sein Appell, mit dem er für Korsika dieselben Rechte forderte, wie sie das übrige Frankreich genoss, vor der Nationalversammlung in Paris verlesen. Saliceti und der revolutionäre Volkstribun Mirabeau unterstützten den Antrag, und in einem Moment rauschhafter Begeisterung, wie er für die frühen Tage der Revolution typisch war, wurden Korsika der französischen Nation eingegliedert und jeder, der gegen die Franzosen gekämpft hatte, amnestiert. Paoli wurde aufgefordert, London zu verlassen und nach Paris zu kommen, wo man ihn als Helden empfing, bevor er nach Korsika weiterfuhr. Die Insel feierte, in den Kirchen wurde das *Te Deum* gesungen, und Napoleone hingte ein Banner an die Fassade des Hauses der Buonaparte mit der Inschrift: «*Vive la Nation! Vive Paoli! Vive Mirabeau!*»¹

Hierin zeigt sich eine gewisse Verwirrung darüber, welche «Nation» Napoleone im Sinn hatte. «Dieser junge Offizier wurde an der *École*

militaire ausgebildet, seine Schwester ist in Saint-Cyr, seine Mutter wurde von der Regierung mit Wohltaten überhäuft», schrieb der französische Kommandant in Ajaccio an den Kriegsminister in Paris mit dem Zusatz, jener solle lieber bei seinem Regiment sein, statt in Korsika Krawalle anzuzetteln. Aber Napoleone wurde nicht zurückgerufen, und die Frage seiner Zugehörigkeit sollte sich durch die Ankunft von Paoli auf der Insel noch weiter komplizieren.²

Schon vor Ankunft des «Babbo» waren verschiedene seiner Anhänger aus dem Exil in die Heimat zurückgekehrt. Sie hatten für die Sache gelitten, und das erfüllte sie mit einer Selbstgerechtigkeit, die sie die Loyalität derjenigen in Zweifel ziehen ließ, die sich, wie die Buonaparte, mit der französischen Herrschaft arrangiert hatten. Die Brüder Buonaparte fühlten sich daher bemüßigt, ihre Treue zur korsischen Sache zu demonstrieren. Sie entfernten in ihrem Wohnzimmer ein Porträt von Marbeuf und versteckten es, aber wo sie genau standen, blieb unklar.³

Da Napoleone in dieser Zeit seine heftig antifranzösische Geschichte von Korsika schrieb, ist davon auszugehen, dass er sich immer noch eher für einen korsischen Patrioten als für einen Franzosen hielt. Angesichts der unbeständigen Lage musste er sich andererseits nach vielen Seiten absichern und durfte nicht vergessen, dass ihn eine Karriere in der französischen Armee erwartete; sich eine Position und Einfluss zu verschaffen, würde jetzt unmittelbare Priorität haben. Im Februar 1790 setzten sich die beiden Brüder für die Wahl ihres Freundes Jean-Jérôme Levie zum Bürgermeister von Ajaccio sowie Josephs in den Stadtrat ein (was erforderte, dass der Erzdiakon Fesch dessen Geburtsurkunde fälschte, damit er das wahlfähige Alter vorweisen konnte).⁴

Der nächste Schritt bestand darin, Joseph einen Sitz in der Generalversammlung zu verschaffen, die in Orezza zusammentreten und die Verwaltung der Insel aufbauen sollte. Joseph war erfolgreich und Napoleone begleitete ihn, als sie am 12. April zu Pferde aufbrachen; bei ihrer Ankunft mussten sie aber feststellen, dass viele der Getreuen Paolis sie misstrauisch beäugten. Napoleone bekundete öffentlich seine antifranzösische Gesinnung und schrieb einen Aufruf des Inhalts, dass alle Franzosen der Insel verwiesen werden sollten. Er freundete sich mit Filippo Buonarotti an, einem Revolutionär und Paoli-Unterstützer aus der Toskana, und mit Filippo Masseria, Paolis rechter Hand, der diesem aus London vorausgeschickt worden (und ein britischer Spion) war. Er

schrieb auch an seinen befehlshabenden Offizier und bat ihn um eine Verlängerung seines Urlaubs, wofür er gesundheitliche Gründe angab.⁵

Nichts davon war dazu angetan, ihm bei Paolis Spießgesellen in Corte mehr Glaubwürdigkeit zu verschaffen, aber es wirkte sich durchaus auf sein Ansehen in Ajaccio aus, und als die beiden Brüder dorthin zurückkehrten, schlug ihnen Feindseligkeit seitens der eher konservativen Bewohner entgegen. Bei einem Spaziergang in den ersten Maitagen auf dem Olmo wurden sie von einer Bande überfallen, die von einem örtlichen Priester angeführt wurde. Das Auftauchen eines ihnen bekannten Banditen rettete sie. Es gelang ihnen, ihre Unterstützer im Borgo zu mobilisieren, und am 25. Juni wurden alle französischen Beamten aus Ajaccio ausgewiesen.⁶

Joseph gehörte zu denen, die man auserwählt hatte, Paoli auf seinem Weg aus Paris entgegenzugehen und ihn zu seiner Heimatinsel zu geleiten, wo sie am 14. Juli 1790 anlegten. Napoleone und andere waren aus Ajaccio gekommen und begrüßten ihn am 4. August bei seiner Ankunft in Bastia, und die beiden Brüder schlossen sich den etwa fünfhundert Unterstützern an, die im Triumphzug mit ihm nach Corte ritten.⁷

Der General der korsischen Nation war sechsundsechzig Jahre alt und gezeichnet von den einundzwanzig Jahren seines Londoner Exils, in denen er die Vorzüge der Monarchie schätzen gelernt hatte. Obwohl es die Revolution gewesen war, die ihm sein Vaterland zurückerstattet hatte, war er selbst kein Revolutionär. Am 8. September eröffnete er einen Kongress in Orezza, den er mit Verwandten und Anhängern besetzte. Über die nächsten drei Wochen reorganisierte dieser Kongress die Verwaltung der Insel, wobei Paoli die uneingeschränkte Exekutivgewalt, den Oberbefehl über die Nationalgarde und ein ansehnliches Einkommen erhielt. Es entsprach ganz und gar nicht dem, was in Paris geschah, und viele beschlossene Maßnahmen verstießen gegen das Gesetz, bedenkt man, dass Korsika jetzt ein Departement Frankreichs war.

Solch ein eigenwilliges Vorgehen schreckte Napoleon nicht ab. Dank Paolis Gunst hatte Joseph einen Sitz im Kongress und die Präsidentschaft über den Distrikt Ajaccio erhalten. Und obwohl er persönlich davon nicht profitierte, unterstützte Napoleone Paoli und bezichtigte jeden, der sich nicht hundertprozentig zu ihm bekannte, ein «schlechter Bürger» zu sein. Er empfahl Carlo Andrea Pozzo di Borgo, drei Beamte körperlich zu entfernen, die seiner Auffassung nach den gebührenden

Eifer vermissen ließen. «Die Mittel sind gewaltsam, möglicherweise ungesetzlich, aber unverzichtbar», beharrte er. Seiner Meinung nach setzte Paoli noch zu viel Vertrauen in die Demokratie und sollte rücksichtloser vorgehen.⁸

Napoleones Beurlaubung lief aus, darum machte er sich Ende Oktober auf den Weg nach Frankreich. Sein Schiff wurde zweimal von heftigen Stürmen zurückgeworfen, so dass er erst Ende Januar 1791 endlich von der Insel aus in See stechen konnte. In der Zwischenzeit blieb er politisch aktiv. Am 6. Januar hatte er gemeinsam mit Joseph, Lucien und Joseph Fesch an der Gründungsversammlung des *Globo patriotico*, des Patriotischen Klubs, von Ajaccio teilgenommen, der dem ultrarevolutionären Jakobinerklub in Paris angeschlossen war. Napoleone nahm regelmäßig teil und trat häufig als Redner auf. Besonders scharf wetterte er gegen Buttafoco und Peretti, die in Paris gegen Paoli agitiert hatten. Napoleone schrieb ein Pamphlet mit dem Titel *Lettre à Buttafoco*, in dem er den Abgeordneten als Verräter anklagte und ihn für alles von den Franzosen auf Korsika vergossene Blut verantwortlich machte. Er verlas den Brief im Klub, wo er enthusiastisch aufgenommen wurde, und man beschloss, hundert Exemplare davon drucken zu lassen.⁹

Als Napoleone schließlich nach Frankreich segeln konnte, nahm er seinen jüngeren Bruder Louis mit. Der Knabe war zwölf Jahre alt und hatte wenig Aussichten, eine Ausbildung zu erhalten, wenn er in Ajaccio bliebe, und da kein Geld vorhanden war, ihn auf eine angemessene Schule zu schicken, beschloss Napoleone, seine Erziehung selbst in die Hand zu nehmen.

Am 12. Februar war er wieder bei seinem Regiment in Auxonne. Er mietete in der Stadt zwei kleine Zimmer, eines für sich und eines für Louis. «Er lernt tüchtig und fängt an, Französisch schreiben. Ich unterrichte ihn in der Mathematik und Geographie», schrieb Napoleone am 24. April an Joseph. «Er wird ein guter Soldat werden. Alle Frauen hier sind in ihn verliebt. Er hat schon ein ganz französisches Wesen angenommen, ist geschmeidig und gewandt. Wenn er in eine Gesellschaft eintritt, grüßt er sehr anständig, stellt die gebräuchlichen Fragen mit dem Ernst und der Würde eines Dreißigjährigen. Er wird sicher der Beste von uns Vieren werden.» Was er nicht erwähnte, war, dass der kleine Louis manchmal mit einer Tracht Prügel angespornt werden musste.¹⁰

Napoleone hatte auf ihrem Weg von der Südküste ins Landesinnere den revolutionären Eifer, der ihnen überall begegnete, mit Freude auf-

genommen. Als sie durch Valence kamen, besuchte er eine Sitzung des örtlichen Revolutionsklubs, und am 8. Februar versicherte er Joseph Fesch in einem Brief, dass das ganze Land hinter der Revolution stehe und die einzigen Royalisten, denen er begegnet war, Frauen gewesen seien. «Darüber darf man sich nicht verwundern», witzelte er, «ist doch die Freiheit eine Frau, die sie durch ihre Schönheit alle aussticht.» Diese Überlegung scheint ihn angeregt zu haben, für einen Essay einige Gedanken zum Thema Liebe zu notieren, die, wie er behauptete, ein vollständig überflüssiges Gefühl sei.¹¹

In Auxonne hießen ihn sein Freund des Mazis und sein vorgesetzter Offizier willkommen, aber viele seiner Offizierskameraden reagierten eisig, wenn er seine Ansichten darlegte. Die Revolution war in ihren ersten Phasen von den meisten gebildeten Franzosen und ganz bestimmt von den jungen Offizieren der Provinzregimenter begrüßt worden, denen das Adelsmonopol für die höheren Ränge gegen den Strich ging. Die Abschaffung des Adelsstands im Juni 1790 beseitigte sämtliche Hürden für den Aufstieg, aber sie kam nicht bei jedem gut an, und die Richtung, in die sich die Revolution bewegte, führte dazu, dass sich viele von ihr abwendeten. Napoleones revolutionäre Inbrunst ging ihnen auf die Nerven, und auch seine Korsika-Obsession wird ihm nicht viel Sympathien eingebracht haben.

Er betrieb den Druck seines *Lettre à Buttafoco* und schickte Exemplare an die Nationalversammlung in Paris und an Paoli in Korsika. Er hoffte, seine Geschichte Korsikas abschließen und veröffentlichen zu können, und schrieb an Paoli mit der Bitte, ihm Zugang zu seinem Archiv zu gewähren. Paoli antwortete abweisend; er nannte das Pamphlet eine überflüssige Geste, und lehnte nicht nur Napoleones Bitte um Einsicht in seine Papiere ab, er schickte als eine letzte Spitze hinterher, dass Geschichte nicht von jungen Leuten geschrieben werden sollte, womit er deutlich zu erkennen gab, dass er ihn für unreif hielt.¹²

Bei der Reorganisierung der Armee hatte die Nationalversammlung auch die Namen der Artillerieregimenter durch Zahlen ersetzt, und das von La Fère hieß nun das Erste. Napoleone wurde zum Vierten versetzt, dem früheren Regiment Grenoble, das jetzt in Valence stationiert war und in dem er den Rang eines Oberleutnants bekleidete. Er verließ Auxonne am 14. Juni und erreichte Valence zwei Tage später. Dort bezog er dieselben Zimmer, die er vorher schon bewohnt hatte, und speiste im selben Gasthof. Madame du Colombier und ihre Tochter waren fort-

gezogen, aber viele Bekannte, mit denen er bei seinem früheren Aufenthalt Freundschaft geschlossen hatte, waren noch da. Mademoiselle de Laubertie de Saint-Germain, mit der er damals geflirtet hatte, war inzwischen mit Jean-Pierre de Montalivet verheiratet, einem intelligenten Mann, mit dem er sich anfreundete.

Nachdem er sich eingelebt hatte, verfasste Napoleone seinen *Dialogue sur l'amour*, einen platonischen Diskurs, den er an des Mazis richtete, da dieser dazu neigte, sich regelmäßig zu verlieben und dann Napoleone von den Wonnen und Qualen der Liebe vorzuschwärmen. In seinem Text gab er zu, schon selber verliebt gewesen zu sein, behauptete aber, dass man das, was im Grunde nicht mehr als ein schlichtes Gefühl sei, mit zu vielen «metaphysischen Erklärungen» verziert habe. «Ich halte sie (=die Liebe) aber für gefährlich für die Gesellschaft und für das Einzelglück des Menschen», argumentierte er, «überhaupt glaube ich, daß die Liebe mehr Unglück anrichtet und daß es eine Wohltat einer gütigen Vorsehung wäre, wenn man uns und die Welt von ihr befreite.» Es mutete ihn absurd an, dass Männer, «daß dieses Geschlecht, das die Welt durch seine Kraft, seinen Fleiß, seinen Geist und alle anderen natürlichen Fähigkeiten beherrscht, sein höchstes Glück darin findet, in den Ketten einer weichen Leidenschaft zu schmachten und sich unter die Gesetze eines Wesens zu beugen, das ihm an Verstand und Kraft nachsteht». Die Sentimentalität von *La Nouvelle Héloïse* mochte er vielleicht verworfen haben, aber Napoleone war insofern noch immer ein Kind Rousseaus, als er glaubte, dass die oberste Pflicht eines Mannes sich auf die Gesellschaft und den Staat richtete.¹³

Der französische Staat erlebte gerade einen grundlegenden Wandel, der Zugehörigkeiten auf die Probe stellte und die Gesellschaft polarisierte. Ein paar Tage nach Napoleones Ankunft erfuhr man in Valence vom Fluchtversuch des Königs und dessen Verhaftung in der Nacht des 21. Juni 1791 in Varennes, nahe der Grenze zu den österreichischen Niederlanden. Zwei Jahre zuvor, im Oktober 1789, war Ludwig XVI. von einer Meute Frauen gedrängt worden, Versailles zu verlassen und nach Paris zu fahren, wo er mitsamt seiner Familie im Königspalast Tuileries faktisch eingesperrt lebte; die zunehmenden Feindseligkeiten des Pariser Pöbels hatten letztlich die Entscheidung zur Flucht bewirkt. Diese sah man als Verrat an, denn er hatte sich den antirevolutionären Kräften anschließen wollen, die sich in Koblenz unter seinem jüngeren Bruder, dem Grafen von Artois, gegen Frankreich sammelten.

Napoleone war dem *Club des Amis de la Constitution* beigetreten, dessen Sekretär er bald wurde und auf dessen Versammlungen er prorepublikanische Reden hielt. Als sein Regiment am 14. Juli, dem Jahrestag des Sturms auf die Bastille, zur Parade aufzog, leisteten Offiziere und einfache Soldaten einen neuen Treueeid auf die Nationalversammlung. Ein *Te Deum* wurde gesungen und bei einem Bankett am Abend brachte auch Oberleutnant Buonaparte einen Trinkspruch auf die Republik aus. Viele seiner Offizierskameraden, die sich nicht eines Meineids schuldig machen wollten, indem sie ein feierliches Gelöbnis ablegten, das jenes für den König ungültig machte, quittierten ihren Dienst, und manche gingen über die Grenze, um sich den royalistischen Streitkräften anzuschließen. Napoleone empfand solche Skrupel nicht. In seiner geliebten Legende eines von den Franzosen geschändeten Korsika war der Monarch die Inkarnation des Erzfeindes, und seitdem er eine etwas positivere Einstellung zu Frankreich entwickelte, konzentrierte sich der Rest seiner Abneigungen auf den König.

Da er nicht nur sich, sondern auch Louis unterstützen musste, war er knapp bei Kasse, und so veranlasste ihn nicht zuletzt das ausgesetzte Preisgeld von 1200 Francs (das seinen Jahressold überstieg), an einem Wettbewerb teilzunehmen, den die Académie von Lyon für einen Essay zum Thema «Welche Wahrheiten und welche Gefühle sind den Menschen für ihr Glück am meisten einzuprägen?» ausgeschrieben hatte. In diesem Fall ging er wie jeder seiner fünfzehn Mitbewerber leer aus, da das Preiskomitee alle Versuche für unzureichend hielt. Ein Mitglied dieses Komitees bezeichnete Napoleones Text als wüsten Traum, und ein anderes bemerkte: «Es könnte das Werk eines Mannes von einiger Sensibilität sein, aber es ist zu schlecht strukturiert, zu disparat, zu ausschweifend und zu schlecht geschrieben, als dass es die Aufmerksamkeit fesseln könnte.» In der Tat ist es großspurig, gekünstelt, voll kultureller Anspielungen und affektierter Wörter (er hatte eine Liste erstellt, bevor er mit dem Schreiben begann). Trotz allem ist es ein faszinierendes Dokument.¹⁴

Es strotzt vor Widersprüchen, denn Napoleones libertäre Instinkte vertragen sich hier nicht mit seinem autoritären Drang, die Dinge durch Ordnung zu verbessern. Er stellt dem Ganzen einige Verse von Pope des Inhalts voran, dass der Mensch geboren wurde, um das Leben zu genießen und glücklich zu sein, und beginnt mit dem Satz: «Mit seiner Geburt erwirbt der Mensch Rechte auf die zu seiner Erhaltung notwendigen Früchte der Erde.» Napoleone wettet gegen diejenigen, die,

wie etwa die Profiteure, diesem Grundsatz im Weg stehen, und gegen Autorität im allgemeinen. Er fordert, dass jedermann seinen Anteil am Land und den vollen Schutz des Gesetzes haben solle und es den Menschen zu gestatten sei, alles zu sagen und zu schreiben, was sie wollen. Und doch sollte das Gesetz die Menschen nach den Regeln der Vernunft und Logik lenken und sie vor «schlechten» und «verderbten» Ideen beschützen, die zu verbreiten weder in Wort noch Schrift erlaubt sein sollte. Interessanterweise sieht er im Ehrgeiz die schlimmste Geißel der Menschheit, vor allem in dem «Ehrgeiz, der Staaten stürzt, Privatvermögen untergräbt, der sich von Blut und Verbrechen nährt; dem Ehrgeiz, der Karl V., Philipp II., Ludwig XIV. beseelte» und den er, wie alle «übermäßigen Leidenschaften», für eine «heftige, unüberlegte Raserei» hält, denn der «Ehrgeiz ist nie befriedigt, auch nicht auf dem Gipfel des Ruhms.» Obgleich er die Rousseau'sche Prämisse, dass der Mensch von Natur aus gut sei, zugunsten einer etwas zynischeren Sicht der menschlichen Natur zurückweist, gibt er sich dem Mythos des edlen Wilden hin und erhebt Paoli zu einem Musterbeispiel der Tugend, die den Geist von Athen und Sparta zu neuem Leben erweckte.¹⁵

Nachdem es Napoleone ein weiteres Mal gelungen war, Urlaub zu erhalten, war er Anfang Oktober 1791 wieder in Ajaccio und machte Wahlkampf für Joseph, der sich als Abgeordneter Korsikas für die Konstituante bewarb, die in Paris zusammentreten sollte (die Nationalversammlung hatte sich aufgelöst). Aber Paoli setzte die von ihm bevorzugten Kandidaten durch, und Joseph wurde nur mit einem kleinen Posten daheim in Corte entschädigt. Überhaupt verhielt sich Paoli gegenüber dem Clan der Buonaparte ambivalent, vor allem gegenüber Napoleone, der eine französische Uniform trug und sich allmählich eher wie ein französischer Jakobiner aufführte als wie ein korsischer Patriot.¹⁶

Obgleich Paoli vor der Nationalversammlung in Paris der französischen Nation am 22. April 1790 die Treue geschworen hatte, sah er die Franzosen schon seit so langer Zeit als Feinde an, dass es ihm schwerfiel, ihnen zu trauen. Nicht nur war er Monarchist, er war auch frommer Katholik und ein Freund des Klerus, der ihn unterstützt und seinen Partisanen Obhut geboten hatte. Die Abkehr der Revolution von der Kirche und die Verfolgung des Klerus empfand er als ungehörig, ebenso wie die meisten Korsen.

Nur wenige Wochen nach Napoleones Ankunft, am 16. Oktober, starb sein Großonkel Luciano. Kaum hatte dieser seinen letzten Atem-

zug getan, da begannen seine Neffen und Nichten unter seine Matratze nachzusehen und dann das Zimmer auf den Kopf zu stellen, wo sie sein vermeintlich gehortetes Geld zu finden hofften. Wie sich herausstellte, war nicht mehr viel davon da, denn Luciano hatte seine Ersparnisse angreifen müssen, um Carlos Schulden zu begleichen. Es gelang jedoch Joseph, die Verwaltung (deren Mitglied er war) zu überreden, das Geld zurückzuzahlen, das Carlo über die Jahre in die Salinen investiert hatte. Dieses wurde in eine Reihe von Immobilien gesteckt, die man der Kirche, den königlichen Domänen und dem Adel weggenommen und als *biens nationaux*, «Nationalvermögen» verkaufte. Es hat den Anschein, dass die Brüder Buonaparte in Umlauf brachten, sie hätten unter Lucianos Matratze ein Vermögen entdeckt, um damit Gerüchten über einen Amtsmissbrauch zuvorzukommen.¹⁷

Während Joseph in Corte Geld unterschlug, erhielt Napoleone ein Kommando bei der Nationalgarde von Ajaccio, was ihn von der Pflicht entband, sich bei seiner regulären Einheit zurückzumelden. Aber ein neues Gesetz schrieb vor, dass Berufsoffiziere unterhalb des Dienstgrads eines Oberstleutnants die Nationalgarde verlassen und sich wieder ihren Einheiten anschließen mussten. Da er fest entschlossen war, in Korsika zu bleiben, entschied er, sich um diesen Dienstgrad zu bewerben. Er würde mit zwei anderen starken Kandidaten darum konkurrieren müssen. Der eine war Matteo Pozzo di Borgo, ein Mitglied des mächtigsten Clans von Ajaccio und Bruder von Carlo Andrea, Paolis vertrautem Mitstreiter, der zu diesem Zeitpunkt als Abgesandter in der Konstituante in Paris saß. Der andere, Giovanni Peraldi, ein Infanteriehauptmann, besaß ebenfalls gute Beziehungen, und sein Bruder Marius war der andere korsische Abgeordnete in Paris.

Napoleone verbrachte den Februar 1792 überwiegend in Corte, vorgeblich als Begleiter und Sekretär des Professors Constantin de Volney, der Korsika bereiste, eher wohl, weil er sich um Paolis Gunst bemühte. Sein Verhalten war nicht dazu angetan, sie zu bekommen: Er war hyperaktiv, besuchte politische Versammlungen und diskutierte mit den Leuten auf der Straße, wobei er extreme Ansichten vertrat und zum Handeln aufrief. Aber er wirkte nicht überzeugend. Obgleich er jetzt dreiundzwanzig war, sah er viel jünger aus und wurde wegen seiner kleinen Statur verspottet. Eine Quelle gibt an, dass Peraldi, den er zum Duell herausgefordert hatte, sich nicht einmal die Mühe machte, zu erscheinen.¹⁸

Als die Wahlen für den Obristenrang bei den Bataillonen von Ajaccio näherrückte, war er wieder daheim und warb um Stimmen. Wer immer kam, wurde ins Haus der Buonaparte zum Essen geladen. Man breitete Matratzen für die Unterstützer aus dem Landesinneren aus, die sich als nützlich erweisen würden, wenn es darum ging, die Nationalgardisten, von denen die meisten ebenfalls vom Land stammten, auf die eigene Seite zu ziehen; sie waren es schließlich, die die Offiziere zu wählen hatten. Auch die Opposition ging auf Stimmenfang, aber sie hatte nicht mit der Entschlossenheit der Buonaparte gerechnet.

Der Wahl, die für den 1. April angesetzt war, sollten drei Bevollmächtigte vorstehen, die zwei Tage zuvor in Ajaccio eintrafen. Der eine, Grimaldi, wurde bei den Buonaparte einquartiert, ein anderer, Quenza, wohnte bei Letizias Familie Ramolino, aber der dritte, Murati, hatte sich für die Gastfreundschaft der Peraldi entschieden. Am Vorabend der Wahl schickte Napoleone einen seiner Spießgesellen aus Bolognino, einen patriotischen Banditen, der mit Paoli gegen die Franzosen gekämpft hatte, mitsamt dessen Bande von Totschlägern zum Haus der Peraldi. Sie drangen ein, als dort alle beim Diner saßen, entführten den Beauftragten, verfrachteten ihn ins Haus der Buonaparte, wo ihm Napoleone auf seinen Protest hin versicherte, er habe nur gewährleisten wollen, dass er sich ein von der Einflussnahme der Peraldi unabhängiges Urteil bewahren könne.¹⁹

Am Morgen versammelten sich die etwa 500 Nationalgardisten zur Wahl ihrer Offiziere. Pozzo di Borgo und Peraldi wurden niedergeschrien, und in einem lächerlichen Scheinverfahren wurde Giovanni Battista Quenza zum befehlshabenden Offizier und Napoleone zum Oberstleutnant und Stellvertretenden Kommandeur gewählt. Die Feierlichkeiten im Haus der Buonaparte wurden an diesem Abend von einer Militärkapelle begleitet.

Am folgenden Tag inspizierte Oberst Maillard, Kommandeur der französischen Garnison in Ajaccio, Napoleones Freiwillige, aber die Anwesenheit der beiden Streitkräfte in der Stadt sorgte für Spannungen. Ebenso angespannt waren auch die Beziehungen zwischen den überwiegend konservativen Bürgern, die im französischen Berufsheer einen Garant für Stabilität sahen, und den Freiwilligen, von denen die meisten wilde Kerle aus den Bergen waren. Am Nachmittag des 8. April, Ostersonntag, kam es unter einigen Mädchen, die auf dem Olmo kegelten, zu Streit, und als Zuschauer und Passanten für die eine oder

die andere Seite Partei ergriffen, flogen Beleidigungen hin und her, die mit dem ursprünglichen Anlass nichts zu tun hatten. Schüsse wurden abgegeben, und Napoleone rückte aus, um die Ordnung wiederherzustellen, aber immer mehr Menschen kamen auf die Straße, als weitere wirre und feindselige Tumulte ausbrachen. Nachdem einer seiner Offiziere getötet worden war, musste sich Napoleone in die Sicherheit des ehemaligen Priesterseminars zurückziehen, wo seine Männer stationiert waren. Quenza und er waren sich einig, dass der Aufstand eine Vergeltung rechtfertigte, und sie eröffneten das Feuer auf jeden Stadtbewohner, der sich ihnen näherte. Die Auseinandersetzungen steigerten sich nach und nach zu einem chaotischen Gefecht mit Schusswaffen, während dessen private Rechnungen beglichen wurden. Napoleone versuchte, die Krise auszunutzen, indem er Maillard um Erlaubnis bat, sich mit seinen Männern in die Zitadelle zurückzuziehen, was den Franzosen hellhörig machte, und am nächsten Tag befahl Maillard den Abzug der Freiwilligen aus Ajaccio. Napoleone bestand auf ihrem Bleiben und unternahm einen weiteren Versuch, sich Zugang zur Zitadelle zu verschaffen – er versuchte sogar, die Soldaten zu unterwandern, indem er ihren Oberst beschuldigte, «*aristo*» zu sein.

Als sie von den Unruhen erfuhren, entsandten die Behörden in Corte Kommissare, die erkunden sollten, was dort los war. Napoleone ging ihnen entgegen, um die Tatsachen aus seiner Sicht zu schildern, und er verfasste einen Bericht, in dem er sich rechtfertigte. Nach einer flüchtigen Überprüfung der Umstände ließen die Kommissare einige Bürger verhaften und befahlen Napoleone und seinen Freiwilligen, Ajaccio zu verlassen. Er führte sie ordnungsgemäß am 16. April aus der Stadt und wollte sich selber nach Corte begeben, um die Lage zu erklären, aber auf einen herzlichen Empfang konnte er dort nicht hoffen. Paolis Urteil über die Ereignisse von Ajaccio lautete, man dürfe nichts Besseres erwarten, wenn man «unerfahrenen kleinen Jungen den Befehl über die Nationalgardisten gibt». Er hatte von den Buonaparte die Nase voll. «Der General ist gestern abend hierher zurückgekehrt, er ist mir nicht wohlgesinnt; ich habe ihn heute früh getroffen, wir haben uns gestritten, und alles ist aus», schrieb Joseph seinem Bruder und drängte ihn, so schnell er konnte nach Paris zu fahren, um sich vor der Regierung zu rechtfertigen.²⁰

Frankreich oder Korsika

Als Napoleone zwei Wochen später, Ende Mai 1792, in Paris eintraf, stellte er fest, dass er sich für vieles zu rechtfertigen hatte. Mehr als nur ein vernichtender Bericht über seine Aktivitäten in Ajaccio war in die Hauptstadt vorgedrungen, und die korsischen Abgeordneten Carlo Andrea Pozzo di Borgo und Marius Peraldi, die keine Freunde der Buonaparte waren, seitdem ihre Brüder in der Wahl der Nationalgarde kläglich untergegangen waren, hatten in der Konstituante schwere Vorwürfe gegen ihn erhoben. Peraldi war zu dem Schluss gekommen, dass sich die Buonaparte «zu keiner Zeit, unter welchem Regime auch immer, um etwas anderes verdient gemacht haben als um Spionage, Verrat, Laster, Impertinenz und Prostitution». Pozzo di Borgo ließ eher mit sich reden; Napoleone gelang es, ihn zu beschwichtigen.¹

Auch das Kriegsministerium musste Napoleone besänftigen, denn er hatte seinen Urlaub überzogen und ihm drohte, als Deserteur eingestuft zu werden. Zum Glück für ihn war knapp einen Monat zuvor Krieg gegen Österreich ausgebrochen, und da die Emigration Tausender Offiziere einen Mangel an höheren Dienstgraden verursacht hatte, war man nicht geneigt, die Armee eines ausgebildeten Offiziers zu berauben, nur weil ein paar korsische Hinterwäldler sich zankten. Oberst Maillards Anklage wurde an das Justizministerium weitergeleitet, und obgleich dieses von anderer Seite ähnlich belastende Berichte erhalten hatte, ruhte dort die Angelegenheit.²

Am Tag nach seiner Ankunft in Paris, am 29. Mai, traf Napoleone unverhofft einen alten Freund aus der Kadettenschule von Brienne wieder, Fauvet de Bourrienne. Er hatte sich gegen eine militärische Laufbahn entschieden und war in diplomatische Dienste getreten, was ihn nach Wien und Warschau geführt hatte; jetzt war er ohne Beschäftigung. Die beiden jungen Männer taten sich zusammen, teilten das wenige Geld, das sie besaßen, und schmiedeten Pläne, wie sie wel-

ches verdienen könnten. Napoleone wurde auch im Haus von Panoria Permon freundlich empfangen, der Kindheitsfreundin seiner Mutter, die eine schöne Frau von zweifelhafter Tugend war und scheinbar eine Art Spielkasino betrieb, wo sie Korsen und andere Gäste empfing.³

Am 16. Juni besuchte er seine Schwester Maria-Anna in Saint-Cyr. «Sie ist hochgewachsen, wohlgeformt, hat gelernt zu nähen, zu lesen, zu schreiben, ihr Haar zu frisieren, zu tanzen und auch ein paar Worte Geschichte», berichtete er Joseph Fesch, aber es beunruhigte ihn, dass sie den Bezug zu ihren Wurzeln verloren hatte und «Aristokratin» geworden war. Er fürchtete, sie hätte einer Begegnung mit ihm niemals zugestimmt, hätte sie gewusst, dass er Anhänger der Revolution war. Indes sollte seine eigene Haltung zur Revolution bald einer Prüfung unterzogen werden.⁴

Einige Tage später, am 20. Juni, traf er sich mit Bourrienne zum Mittagessen in einem Restaurant in der Rue Saint-Honoré. Als sie auf die Straße traten, sahen sie mehrere tausend Männer und Frauen, die mit Piken, Äxten, Säbeln, Gewehren und Stöcken bewaffnet den Tuileries zustrebten. Die beiden folgten der Menge und bezogen Position auf der Terrasse der Tuileriesgärten. Von dort aus sahen sie zu, wie die Meute auf den Palast zuströmte, die Türen eintrat, die diensttuende Nationalgarde überwältigte und sich ins Innere ergoss. Mit unverhohlener Empörung beobachtete Napoleone das Geschehen, und als sich der König willfährig eine rote Freiheitskappe aufsetzte und ans Fenster trat, wo er auf das Wohl des Volkes trank, soll ihm, einer Darstellung zufolge, der wütende Aufschrei: «*Che coglione!*» (welch ein Trottel!) entfahren sein. Es widere ihn an, erklärte er, dass niemand den Pöbel gehindert hatte, den Palast zu stürmen, und wäre er König gewesen, hätten die Dinge einen anderen Lauf genommen. Immer wieder kehrte er mit düsteren Zukunftsprognosen zu diesem Thema zurück. «Sieht man das Ganze aus nächster Nähe, gelangt man zu der Einsicht, dass das Volk kaum der Anstrengung wert ist, die wir unternehmen, um seine Gunst zu gewinnen», schrieb er zwei Wochen später an Lucien und fügte hinzu, die Szenen, deren Zeuge er geworden war, ließen ihre Auseinandersetzungen in Ajaccio wie ein Kinderspiel aussehen.⁵

Eine Woche später, am 10. Juli, wurde er im Rang eines Hauptmanns und mit rückwirkender Zahlung von sechs Monaten Sold wieder in die Artillerie eingegliedert. Seine Order lautete, sich erneut seinem Regiment anzuschließen, aber er war sich unschlüssig, welchen Kurs er ein-

schlagen sollte. Er hatte seinen *Lettres sur la Corse* den letzten Schliff gegeben, so dass sie jetzt eigentlich in den Druck hätten gehen können, aber das politische Umfeld war ungünstig, wie er Joseph gestand. Er glaubte immer mehr, dass seine Zukunft in Frankreich liegen könnte, und riet Joseph, sich in die Gesetzgebende Versammlung in Paris wählen zu lassen, da Korsika zunehmend marginal wurde. Zugleich drängte er ihn, Lucien zu ermutigen, sich weiterhin an Paoli zu halten. «Mehr denn je ist wahrscheinlich, dass das Ganze damit endet, dass wir unsere Unabhängigkeit gewinnen», schrieb er und legte ihnen nahe, sich alle Optionen offenzuhalten.⁶

Lucien hatte sich ohne Erfolg um eine Anstellung als Paolis Sekretär beworben. Er war siebzehn, exaltiert und rebellisch. Sein Geist sei von einem grenzenlosen «Enthusiasmus» erfasst, wie er es in einem Brief an Joseph formulierte, er habe über sich nachgedacht und «entwickele» seinen Charakter «in stark prononciertes Weise». Seine Seele sei entflammt von dem ungemein populären Gedicht *Klagen oder Nachgedanken* von Edward Young, das ihn inspiriert habe, seine Identität durch das Schreiben zu finden. Er sei dabei, ein Gedicht über Brutus zu verfassen, wobei seine Feder mit «erstaunlicher Schnelligkeit» über das Papier fliege. «Ich korrigiere wenig; ich mag keine Regeln, die das Genie an seiner Entfaltung hindern, darum befolge ich sie nicht», schrieb er. Auch habe er die radikalsten revolutionären Ideale übernommen. Wie er Joseph versicherte, spürte er in sich «den Mut, Tyrannen zu töten», und lieber würde er mit dem Dolch in der Hand sterben als im Bett, umgeben von einer priesterlichen «Farce».⁷

Nachdem er durch seinen jüngeren Bruder Louis gewarnt worden war, dass Lucien sich anschickte, einen Weg einzuschlagen, der «die allgemeinen Interessen der Familie durchaus kompromittieren könnte», schrieb ihm Napoleone mehr als einmal in dem Versuch, ihn zu zügeln. Lucien scherte sich nicht darum. Ihm missfiel Napoleones übermächtiger Einfluss; er bezichtigte ihn, den galanten Attraktionen von Paris erlegen zu sein, und er verlieh seinem Groll darüber, dass man ihm Vorschriften machte, in einem leidenschaftlichen, erwartungsgemäß im revolutionären Jargon gehaltenen Brief vom 24. Juni an Joseph Ausdruck. «Er scheint mir das Zeug zum Tyrannen zu haben, und ich glaube, er würde ein solcher auch sein, wenn er König wäre, und sein Name wäre für die Nachwelt und den empfindsamen Patrioten entsetzlich», schrieb er. Sich selber sah er in der Rolle des «reinen» Revolutio-

närs, Napoleone hingegen als einen, der sich untreu geworden sei. «Ich würde ihm zutrauen, ein Überläufer zu werden.»⁸

Napoleone war tatsächlich dabei, die Seiten zu wechseln. Er hatte sich als Verteidiger einer verfolgten edlen Nation und ihres heroischen Führers Paoli begriffen und Frankreich verteufelt, das er für alle Übel verantwortlich machte. Im Laufe der letzten Jahre hatte er diese geknechtete Nation besser kennengelernt, und sie erwies sich als nicht ganz so unschuldig wie in seinen Träumen. Ihr heroischer Führer entpuppte sich als genauso skrupellos und tyrannisch wie jeder andere Herrscher auch – und dieser hatte es zudem versäumt, Napoleone die Anerkennung zu schenken, die ihm seiner Meinung nach zustand. Derweil war das teuflische Frankreich als Fackelträger all dessen neugeboren, woran er inzwischen glaubte. Von Paris aus gesehen erschien ihm Korsika zunehmend klein und schäbig. Am 7. August schrieb er Joseph, er habe sich entschieden, in Frankreich zu bleiben. Angesichts ihrer momentanen finanziellen Lage würde die Familie profitieren, wenn er sich wieder seinem Regiment anschloss: So würde wenigstens ein Familienmitglied ein regelmäßiges Einkommen beziehen. Es herrschte Krieg, und früher oder später würde sich ihm die Gelegenheit zur Beförderung bieten. Nur drei Tage später jedoch geschah etwas, das ihn veranlasste, seine Meinung zu ändern.⁹

Am 10. August wurde er in seiner Wohnung in der Rue du Mail, unweit der Place des Victoires, vom Läuten der Alarmglocken geweckt. Als er hörte, dass der Tuilerienpalast gestürmt wurde, machte er sich auf zur Place du Carrousel, wo Bourriennes Bruder ein Möbelgeschäft hatte, von dem aus er die Vorgänge beobachten konnte. «Ehe ich zur Place du Carrousel gelangte, hatte ich in der Rue des Petits Champs einen Haufen zerlumpter Kerle getroffen, die einen auf der Spitze einer Pike aufgespießten Kopf vor sich hertrugen», schilderte er die Szene viele Jahre später. «Da sie mich einigermaßen anständig gekleidet sahen und wohl einen Herrn in mir vermuteten, kamen sie auf mich zu, um mich ›Vive la nation‹ rufen zu lassen. Wie man sich denken kann, fiel mir das nicht schwer.»¹⁰

Ein Mob von etwa 20 000 Menschen, die mit Gewehren, Piken, Äxten, Messern und sogar Bratspießen bewaffnet waren, hatte die Tuilerien angegriffen, die von ungefähr 900 Männern der Schweizergarde und etwa 100 Höflingen und Adligen verteidigt wurden. Der König floh mit seiner Familie in den Schutz der Gesetzgebenden Versammlung, aber

die Verteidiger des Palastes wurden abgeschlachtet. Als alles vorbei war, ging Napoleone in die Palastgärten, wo man dabei war, die Verletzten zu töten und ihre Körper obszön zu verstümmeln. «Seitdem hat mich kein einziges meiner Schlachtfelder von der Anzahl der Toten her je wieder so stark erschüttert wie diese Masse an Schweizern, möglicherweise wegen des beengten Raums oder vielleicht, weil ich etwas in dieser Art zum erstenmal sah», schrieb er. «Ich sah, wie sogar recht gut gekleidete Damen auf den Leichen der Schweizergarden die schlimmsten Ungehörigkeiten vollführten.» Napoleone war erschreckt und entsetzt zugleich, und seine Furcht vor dem Pöbel hat er nie verloren.¹¹

Er beabsichtigte nicht, in Paris zu bleiben und zuzusehen, wie es in Anarchie verfiel, genausowenig wie er seine Schwester weiterhin einer Institution überlassen konnte, die sie als Adlige kenntlich machte. Am 31. August begab er sich nach Saint-Cyr, um Maria-Anna abzuholen, und brachte sie nach Paris. Am 2. September begann die Meute in die Gefängnisse einzubrechen und die Insassen abzuschlachten. Dies war eine Reaktion auf das Manifest des Herzogs von Braunschweig, des Kommandeurs der Alliierten Armee, die jetzt in Frankreich einmarschierte, um die Monarchie wiederherzustellen; darin hatte er geschworen, gegen die Einwohner von Paris mit harschen Maßnahmen vorzugehen, wenn dem König oder auch nur einem seiner Familienmitglieder etwas angetan würde. Das Massaker an Aristokraten, Priestern und anderen, die aus irgendeinem beliebigen Grund inhaftiert waren, zog sich über fünf Tage hin, und erst am 9. September war es Napoleone und seiner Schwester möglich, Paris zu verlassen. Sie unterbrachen ihre Reise in Marseille nur so lange, wie er brauchte, um sich seinen ausstehenden Sold auszahlen zu lassen, und am 10. Oktober, als die Monarchie bereits abgeschafft und Frankreich zur Republik erklärt worden war, gingen die beiden Geschwister in Toulon an Bord und erreichten Ajaccio fünf Tage später. Napoleone begab sich unverzüglich nach Corte, in der Hoffnung, dem Clan der Bonaparte wieder Gunst zu verschaffen.

Paoli mag ein Diktator gewesen sein, aber seine Versuche, eine effiziente Exekutive aufzubauen, waren gescheitert. Die Kultur der Insel war infolge der französischen Herrschaft tiefgreifend verändert worden; der Zustrom von Hartgeld beendete ein System, in dem die Mehrheit der Bevölkerung noch nie eine Münze in der Hand gehalten hatte, während die Schaffung einer besoldeten Verwaltung einen Ansturm auf

Staatsstellen auslöste, der neue Konfliktefelder zwischen rivalisierenden Clans und verlockende Anreize für Korruption schuf. Die meisten, die ein Amt innehatten, waren stärker mit dem Begleichen alter Rechnungen, mit Vetternwirtschaft und mit Unterschlagung beschäftigt als mit der Verwaltung des Landes. Sie waren es, die sich die verschleuderten *biens nationaux* unter den Nagel rissen; diese machten 12 % der Inseloberfläche aus, aber nur 500 in einer Einwohnerzahl von 150 000 konnten diese Möglichkeiten nutzen. Dies veränderte das zuvor egalitäre Muster des Landbesitzes, während neu eingeführte Verordnungen auf uralte ungeschriebene Weide- und Sammelrechte prallten, was zu Streitigkeiten und Banditentum in einem Ausmaß führte, das keine Regierung in den Griff bekommen würde.¹²

Paoli kränkelte und war nicht imstande, mit derselben Autorität aufzutreten wie ehemals. Sein Verhältnis zu Frankreich war angespannt; er musste sich folglich vor denen hüten, die sich mit jenem Land oder mit der Revolution identifizierten. Die Brüder Buonaparte beugte er mit Misstrauen. Er hatte Joseph entlassen, den er für ehrgeiziger hielt, als es seine Verdienste rechtfertigten, und sich geweigert, den hitzköpfigen Lucien als Sekretär einzustellen. Als Napoleone in der Hoffnung auf ein hochrangiges Kommando in Corte auftauchte, wimmelte ihn Paoli mit leeren Versprechungen ab und schickte ihn zurück nach Ajaccio, wo er auf Befehle im Zusammenhang mit einer bevorstehenden Invasion Sardinien warten sollte.

Die Idee dazu war vor über einem Jahr in Paris erörtert worden. Die Insel war auf dem Seeweg nur wenige Stunden von Korsika entfernt; sie war reich an Getreide und Vieh, das die französische Regierung zur Ernährung ihrer Armeen benötigte, und man ging davon aus, dass ihre Einwohner dringend einer Befreiung bedurften. Die dort herrschende Dynastie, das Haus Savoyen, regierte auch über das Piemont und Savoyen und hatte sich der Koalition gegen Frankreich angeschlossen.

Die Invasion sollte von einer vereinigten Streitmacht aus regulären französischen Truppen, Freiwilligen aus Marseille und korsischen Nationalgardisten geführt werden. Ende Oktober, wenige Tage nach Napoleones Rückkehr aus Corte, ging das französische Marinegeschwader mit regulären Soldaten und einer Abteilung Freiwilliger in Ajaccio vor Anker. Sein Kommandeur, Konteradmiral Laurent Truguet, wurde von den wichtigsten Familien der Stadt empfangen, die ihn mit Einladungen zum Diner und Tanz unterhielten. Der vierzigjährige Seemann hatte

eine Zuneigung zu der sechzehnjährigen Maria-Anna gefasst und war regelmäßig zu Gast im Haus der Buonaparte. Auf seinem Flaggschiff begleitete ihn Charles Huguet de Sémonville, der nach Konstantinopel unterwegs war, um dort seinen Botschafterposten zu übernehmen. Auch er wurde von der Familie Buonaparte umworben, und er erklärte sich bereit, Lucien als seinen Sekretär mitzunehmen. Laut Lucien erwog auch Napoleone, nach Osten zu fahren und bei den Briten in Indien zu dienen, denn er rechnete damit, dass seine berufliche Qualifikation ihm die Aussicht auf ein Kommando eröffnete, in dem er große Taten vollbringen könnte. Aber bevor dies geschehen konnte, hätte er sein Leben beinahe auf den Straßen von Ajaccio eingebüßt.¹³

Wann immer sie an Land gehen durften, zogen die französischen Soldaten durch die Stadt und fingen Raufhändel an. Am 15. Dezember traf eine Freiwilligen-Einheit aus Marseille ein. Sie bestand aus dem Bodensatz des Hafens jener Stadt, und drei Tage später schlossen sie sich mit einigen regulären Soldaten zusammen und begannen Menschen zu lynchen, die sie bezichtigten, «*aristos*» zu sein, darunter auch Angehörige der korsischen Nationalgarde. Sie verstümmelten die Leichen und stellten sie überall in der Stadt zur Schau, bevor sie sie im Hafen versenkten. Mit einiger Mühe wurde die Ordnung wiederhergestellt, aber im Januar 1793 kam ein weiteres Kontingent Freiwilliger an, und Napoleone entging dem Lynchen nur durch das Eingreifen einiger seiner Gardesoldaten.

Sehr zur Erleichterung der Einwohner von Ajaccio stach das Expeditionskorps am 18. Februar in See. Napoleone kommandierte darin eine kleine Abteilung Artillerie unter seinem Kameraden Quenza. Die Expedition war insgesamt in zwei Einheiten aufgeteilt, deren größere aus regulären französischen Truppen bestand, die Cagliari, die Hauptstadt Sardinien, angreifen sollte, während die kleinere, die sich hauptsächlich aus korsischen Freiwilligen zusammensetzte, die der sardischen Nordküste vorgelagerte Insel Maddalena nehmen sollte. Diese von Colonna Cesari befehligte Truppe umfasste die Korvette *La Fauvette* und einige Truppentransporter. Ungünstige Winde drückten die Flottille zurück, so dass sie erst vier Tage später in See stechen und am 23. Februar auf Maddalena landen konnte. Die sardische Garnison verschanzte sich in der kleinen Stadt Maddalena. Napoleone brachte Geschütze in Stellung und begann ein heftiges Bombardement, um sie zur Aufgabe zu zwingen, und nach zwei Tagen waren die Belagerten auch fast so

weit, sich zu ergeben. Jetzt aber beschloss die Mannschaft der etwas entfernt ankernden *Fauvette*, heimzusegeln, woraufhin sich Cesari genötigt sah, den Befehl zum sofortigen Rückzug zu geben, mit der Anweisung, Kanonen und anderes schwere Material zurückzulassen. Napoleone und Quenza eilten zu den Booten zurück, deren Mannschaften von Panik erfasst waren. Am 28. Februar war die Flottille wieder in Korsika.

Napoleone verlor keine Zeit, sich nach allen Seiten abzusichern. Für Paoli verfasste er einen detaillierten Bericht der Ereignisse, für den Kriegsminister in Paris einen weiteren, der sich kritisch über Cesari und damit auch über Paoli äußerte, und gemeinsam mit den anderen Offizieren, die an der Expedition teilgenommen hatten, unterzeichnete er wieder einen, in dem er Cesari verteidigte. Sich gegen andere, direktere Drohungen zu verteidigen, erwies sich als schwieriger, und fast hätten ihn Matrosen der *Fauvette* als «*aristo*» gelyncht, als eine Gruppe seiner eigenen Leute ihn gerade noch befreien konnte.¹⁴

In Paris hatte Saliceti verbreitet, dass Paoli zum Regieren nicht mehr tauglich sei und sein Clan in gigantischem Ausmaß staatliche Gelder unterschlage. Der Konvent, der die Nationalversammlung abgelöst hatte, beschloss, Untersuchungen einzuleiten, und bestimmte drei Bevollmächtigte unter der Leitung von Saliceti, nach Korsika zu fahren. Offiziell bestand ihre Aufgabe darin, für die Verteidigung der Insel gegen einen potentiellen Angriff der Royal Navy zu sorgen, da sich die internationale Lage zugespitzt hatte. König Ludwig XVI. war am 21. Januar durch die Guillotine hingerichtet worden, was die öffentliche Meinung in ganz Europa schockiert aufgenommen und der Koalition aus Österreich, Preußen, Spanien und Sardinien, die bereits gegen Frankreich kämpfte, weitere Unterstützung eingebracht hatte. Am 1. Februar erklärte Frankreich Großbritannien und den Niederlanden den Krieg. Paolis monarchistische und anglophile Sympathien waren in Paris kein Geheimnis. Der Konvent befahl, die vier Bataillone der korsischen Nationalgarde aufzulösen und durch reguläre französische Truppen zu ersetzen, und unterstellte alle Streitkräfte auf der Insel dem Kommando eines französischen Generals.

Lucien, der Sémonville nach Toulon zurückbegleitet hatte, als dieser abberufen wurde, hielt in der dortigen *Société Patriotique* am 14. März eine Rede, in der er Paoli anklagte. Möglicherweise hatten ihn einige der in Toulon versammelten Paoli-Gegner dazu angestiftet; später würde er behaupten, er habe nicht wirklich gewusst, was er sagte. Des-

senungeachtet wurde seine Rede am 2. April vor dem Konvent in Paris verlesen. Nur einen Tag zuvor hatte dieser die Nachricht erhalten, dass General Dumouriez, der Oberbefehlshaber der gegen Österreich kämpfenden französischen Armee, zum Feind übergelaufen war. Da man überall Verrat witterte, erließ der Konvent ein Dekret, das Paoli für vogelfrei erklärte und seine Verhaftung anordnete.¹⁵

Saliceti und die anderen zwei Bevollmächtigten lagen immer noch im Golfe Juan vor Anker und warteten auf günstigen Wind, als sie davon erfuhren, woraufhin sie nach Paris schrieben und baten, das Dekret für die Zeit ihrer Untersuchung auszusetzen. Sie erreichten Bastia erst Anfang April, wo sich ihnen Joseph Buonaparte anschloss. Angesichts des verschlungenen Netzes aus Bündnissen, Feindschaften und persönlichen Motiven, das die Insel überspannte, und der Tatsache, dass fast jeder Beteiligte später Dokumente vernichten oder manipulieren, Beweismittel fälschen und schillernde Legenden spinnen würde, lässt sich unmöglich mit Sicherheit sagen, was die Bevollmächtigten genau beabsichtigten. Saliceti hoffte wahrscheinlich, Paoli auf seinem Posten zu belassen, dessen Beraterstab aber durch Angehörige seines eigenen Clans und eigene Gefolgsleute zu ersetzen, zu denen er vielleicht auch Buonaparte rechnete.¹⁶

Am 18. April erreichte die Nachricht über das Dekret des Konvents zu Paolis Amtsenthebung die Insel. Paoli versuchte die erhitzten Gemüter zu beruhigen und entsandte zwei Vertreter, die ihn vor dem Konvent rechtfertigen sollten, aber bei den korsischen Patrioten kochte das Blut, und sie forderten Krieg gegen Frankreich. Napoleone war in Ajaccio, wo er eine Verteidigung Paolis schrieb, die er eigenhändig an den Mauern der Stadt anbrachte und in der er die Rücknahme des Dekrets verlangte. Er versuchte außerdem, seine Mitbürger dazu zu bringen, ihre Loyalität zur französischen Republik zu bekunden, in der Hoffnung, einen Bruch mit Frankreich zu vermeiden. Aber die meisten Notabeln von Ajaccio hatten sich gegen den Buonaparte-Clan gekehrt, und Napoleone wurde gewarnt, dass es ein Mordkomplott gegen ihn gebe. Er erwog zunächst, sich Saliceti in Bastia anzuschließen, entschied dann aber anders: Am 2. Mai machte er sich statt dessen auf den Weg nach Corte, um Paoli aufzusuchen. Inzwischen hatte jedoch die Nachricht von Luciens Rede in Toulon die Insel erreicht. Schlimmer noch, ein Brief von Lucien an seinen Bruder, in dem er sich brüstete, das Dekret des Konvents gegen Paoli provoziert zu haben, war abgefangen und nach Corte geschickt worden.¹⁷

Napoleone traf auf seinem Weg nach Corte einen Verwandten, der ihn warnte, dass er dort niemals heil herauskommen würde. Er machte kehrt und erreichte Bocognano am Abend des 5. Mai. Noch aber war er keineswegs außer Gefahr, denn Marius Peraldi, der Bruder seines einstigen Mitbewerbers auf den Rang eines Obristen in Ajaccio, war ihm dicht auf den Fersen, um ihn zu verhaften und nach Corte zu bringen. Die verschiedenen Berichte über das, was als nächstes geschah, lesen sich wie eine Räuberpistole – Napoleone wurde verhaftet, unter Bewachung eingesperrt, in der Nacht mit schlauer List befreit, verfolgt, wieder geschnappt, mit einer an seine Schläfe gedrückten Waffe in Schach gehalten und schließlich weggeschafft, als rivalisierende Banden alte Fehden ausfochten. Sicher ist nur, dass man ihn in Bocognano verhaftete, ein Cousin ihn befreite, er vorübergehend wieder festgehalten und schließlich in eine Schäferhütte außerhalb von Ajaccio gebracht wurde, die einem Verwandten gehörte.¹⁸

Napoleone konnte sich nicht offen zeigen, darum suchte er im Armeleutenviertel Borgos Unterschlupf, wo er viele Anhänger hatte, und ging in dieser Nacht zu seinem Freund Levie, dem ehemaligen Bürgermeister von Ajaccio, bei dem sich seine Parteigänger versammelt hatten. Dort verkrochen sie sich zwei Tage lang mit dem Gewehr in der Hand und schliefen auf dem Fußboden, während ein Boot bereitgemacht wurde, das Napoleone in der Nacht fortbringen sollte. Am Vorabend der geplanten Flucht wurde das Haus von Gendarmen umstellt. Levie hieß seine Gäste, sich zu verstecken, und bat den Chef der Gendarmen herein. Während sie plauderten, bemerkten beide, dass einige Schlafmatten nicht beiseitegeräumt worden waren. Der Gendarm, der um sein Leben bangte, tat so, als habe er nichts gesehen, und die beiden Männer tranken und unterhielten sich weiter, während Napoleone aus dem Hintereingang des Hauses und an den Strand geschmuggelt wurde, wo ein Boot wartete. Am 10. Mai gelangte er sicher nach Bastia.¹⁹

In der Nacht des 23. Mai wurde Letizia durch ein Klopfen an der Tür geweckt. Ein Cousin war gekommen, um sie zu warnen, dass Paolis Anhänger unterwegs seien und sie alle festnehmen wollten. Er hatte eine Handvoll bewaffneter Verwandten mitgebracht, die sie in Sicherheit bringen würden. Letizia ließ ihre beiden jüngsten Kinder, Maria Nunziata und Girolamo, in sicherer Obhut zurück; Louis, Maria-Anna, Paolina Maria und Fesch nahm sie mit. Sie schlichen sich aus der Stadt

hinaus und schlugen sich in die Berge. Wenige Stunden später wurde das Haus der Buonaparte geplündert.

Unterdessen hatte Napoleone Saliceti und die anderen Bevollmächtigten in Bastia davon überzeugen können, dass es ein leichtes wäre, mit einer massiven Drohgebärde die Kontrolle über Ajaccio zurückzugewinnen. Etwa 400 reguläre französische Soldaten wurden zusammengeholt und setzten Segel in zwei Booten; an Bord befanden sich Napoleone, Joseph und die drei Bevollmächtigten. Der Versuch, die Stadt einzunehmen, misslang, aber Letizia und ihre Kinder, Joseph Fesch und verschiedene andere, die loyal zu Frankreich standen, konnten evakuiert werden²⁰.

Am 3. Juni befanden sich Napoleone und seine Familie in Calvi, einem von nur drei Häfen, die noch von den Franzosen gehalten wurden. Der Rest der Insel unterstand Paoli. Am 27. Mai hatte eine tausendköpfige Versammlung in Corte eine Proklamation veröffentlicht, in der die Buonaparte verdammt wurden. «Im Despotismus geboren, genährt und aufgezogen mit dem Geld eines über die Insel herrschenden lüsternten Paschas, verwandelten sich die drei Brüder mit Feuereifer in inbrünstige Kollaborateure und perfide Agenten Salicetis», hieß es darin. «Zur Strafe überlässt sie die Versammlung ihrer privaten Reue und der öffentlichen Meinung, die sie bereits zu ewiger Abscheu und Schande verdammt hat.»²¹

Ob die Franzosen sich noch lange in Calvi halten könnten, durfte bezweifelt werden, und die Buonaparte konnten nicht länger hoffen, in korsischen Angelegenheiten weiter mitreden zu können. Am 11. Juni bestiegen Letizia, ihr Halbbruder Fesch und ihre Brut ein Schiff nach Frankreich. Der Zeitpunkt für einen Aufenthalt war nicht günstig.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de